

Originalveröffentlichung in: Edgar Wolfrum, Krieg und Frieden in der Erinnerung. Zum Verhältnis von Geschichtskultur, Friedensfähigkeit und Bellizismus vom Ancien Régime bis zum Zeitalter der Weltkriege und der Dekolonisation, in: Benjamin Ziemann (Hg.), Perspektiven der Historischen Friedensforschung, Klartext-Verlag, Essen 2002, S. 303-340.

Literaturbericht

Krieg und Frieden in der Erinnerung. Zum Verhältnis von Geschichtskultur, Friedensfertigkeit und Bellizismus vom Ancien Régime bis zum Zeitalter der Weltkriege und der Dekolonisation¹

EDGAR WOLFRUM

1. Erweiterte Militärgeschichte, Friedens- und Kriegsbegriff

Wie in jeder Geschichtsschreibung, so gab und gibt es auch in der Militärgeschichte ein Set von oftmals unbewußten forschungsleitenden Vorannahmen und Erzählweisen. In ihnen bündeln sich historisch tradierte Vorstellungen über die Wirkungsmächtigkeit und Verfaßtheit des Militärs, und sie sind in ihrer Entwicklung eng an populäre Mythen gebunden. Eine dieser „großen Erzählungen“ – das verdeutlichen Thomas Kühne und Benjamin Ziemann in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Sammelbandes² – handelt vom preußisch-deutschen Militarismus zwischen 1871 und 1945, beschreibt den Sündenfall, der eine ganze Nation in die Katastrophe führte und sie von der westlich-demokratischen Norm abweichen ließ, woraus am Ende bekanntlich das für die deutsche Geschichtskultur lange Zeit so zentrale Theorem vom „deutschen Sonderweg“ hergeleitet wurde. Neue Unterscheidungen

1 Die im folgenden rezensierten Titel sind mit Verlagsangabe und Seitenzahl aufgeführt.
2 Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hg.), Was ist Militärgeschichte? (= Krieg in der Geschichte, Bd. 6), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn et al. 2000, 359 S.

zwischen einem alten und einem neuen Militarismus im Kaiserreich, aber auch vergleichende westeuropäische Forschungen³ haben dieses Theorem mittlerweile aufgebrochen. Militarismen und Militarisierungsprozesse werden zunehmend in einer konstruktivistischen Perspektive als ständig umkämpfte Versuche analysiert, die Differenz zwischen militärischen und zivilistischen Organisationsmustern dazu zu benutzen, innergesellschaftliche Distinktionen zu erzeugen. Eine weitere Erzählung, die sich als Gegenbewegung zu einer Militärgeschichte „von oben“ verstand, hat ebenfalls spezifische Sichtblenden eingezogen, nämlich die Militärgeschichte „von unten“. Diese entdeckte den gemeinen Mann, den geschundenen, verführten und ausgenutzten Soldaten als Untersuchungsgegenstand, vor allem anhand von Feldpostbriefen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Was anfangs als demokratische Parteinahme für den „kleinen Mann“ erschien, erwies sich jedoch rasch als Problem. Denn dieser „kleine Mann“ präsentierte sich in seinen Egodokumenten so gut wie nie als Täter, leidenschaftlich dagegen als Opfer – einer Kriegsmaschinerie, einer verblendeten militärischen Führung oder eines unbarmherzigen russischen Winters. Thomas Kühne spricht hier zurecht und erhellend von der „Viktimisierungsfalle“,⁴ in die die Forschung und die gesellschaftliche Erinnerung gemeinsam getappt waren, weshalb beispielsweise die spektakuläre Ausstellung „Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ so hohe Wellen schlug. In der Forschung inzwischen längst Bekanntes, in der Gesellschaft mit ihrer erinnerungspolitischen Beharrungskraft aber nach wie vor Verdrängtes – daß die Wehrmacht ein aktiver Teil der Massenmordpolitik gewesen war – brach sich mit voller Wucht Bahn und rief als Gegenbewegung ebenso vehement die Kritiker auf den Plan.

Kühne und Ziemann plädieren in ihrem Sammelband für eine Militärgeschichte in der Erweiterung. Das heißt in erster Linie, daß ihre Fragestellungen noch näher an die allgemeine Geschichtswissenschaft heranzuführen sind. Es heißt aber auch, Militärgeschichte als eine Sozialgeschichte des Krieges zu begreifen, nach den Wirkungen von Kriegen zu fragen, nach sozialem Wandel, nach Veränderungen im Erfahrungshaushalt der Menschen,⁵ nach der Vergesellschaftung der Gewalt – wobei hier auch *Gewaltvorstellungen* wichtig sind, weil solche Imaginationen eine Entgrenzung von Gewalt vorantreiben können –, schließlich nach den Erinnerungen an Krieg und Frieden. Die Militärgeschichte sollte als „historische Soziologie organisierter

3 Vgl. Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich 1871-1914*, Göttingen 1997.

4 Thomas Kühne, *Die Viktimisierungsfalle. Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs*, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.), *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik*, Opladen 2000, Verlag Leske + Budrich, 369 S., S. 183-196.

5 Vgl. die Projekte des Tübinger Sonderforschungsbereichs „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“: <http://www.uni-tuebingen.de/SFB>.

Gewaltverhältnisse“ begriffen und „die spezifische Bestimmtheit des Militärs im Krieg wie im ‚Frieden‘, herausgearbeitet werden.“⁶ So könnte, und dies ist das Hauptanliegen der beiden Herausgeber, eine Militärgeschichte entstehen, die einen Beitrag zur historischen Friedensforschung leisten kann.

Die Einzelbeiträge des in seiner Vielfalt und Vielschichtigkeit zur Zeit beispiellosen Bandes gruppieren sich um vier große Themenkomplexe: 1. Instrumentalisierungen. Hier gehen Wolfram Wette und Jürgen Angelow aus verschiedenen Blickwinkeln den Fragen nach, in welchem Verhältnis bezüglich der Militärgeschichte Wissenschaft und Politik in Demokratie und Diktatur stehen. Gerd Krumeich zeigt die Chancen einer zivilistischen Aneignung der Militärgeschichte auf, spricht sich für Arbeiten zur Gruppenmentalität der politischen und militärischen Führung aus, die sich auf die zeitgenössischen Denkhorizonte einlassen müßten. Für ebenso unverzichtbar wie erfolgverprechend hält er eine „Entschlüsselung der sprachlichen Codes und sachlichen Schwerpunkte des Diskurses offizieller Erinnerung an den Ersten Weltkrieg.“⁷ 2. Ansätze und Themenfelder. Hier vereinen sich Beiträge zur Operationsgeschichte im Vergleich (Bernd Wegner, Dennis E. Showalter), zur Militärgeschichte als Politikgeschichte (Jost Dülffer, Thomas Mergel), zu einer Sozialgeschichte militärischer Gruppen (Marcus Funck), zu wirtschafts- und technikhistorischen Zugriffen (Stefanie van de Kerkhof, Stefan Kaufmann), zur Geschlechtergeschichte (Christa Hämmerle) und zur Militärgeschichte als Kulturgeschichte (Anne Lipp). Der zuletzt genannte Beitrag ist in unserem Zusammenhang besonders zentral, fragt er doch, wie Welt- und Gesellschaftsbilder, Sinn- und Orientierungssysteme als kulturelle Strukturen begriffen werden können. Eine Kulturgeschichte des Krieges weist dabei mindestens in zwei Richtungen: „Zum einen betrifft sie das Veränderungspotential von Kriegen für kulturelle Strukturen, wie beispielsweise Nationsvorstellungen und die damit verbundenen Selbst- und Fremdbilder. Zum zweiten umfaßt sie den gesamten Komplex der Kommunikation über den Krieg, den aktuell stattfindenden wie den gedachten oder erinnerten.“⁸ Denn mit den Kampfhandlungen ist der Krieg längst nicht vorüber; vielmehr ragen Kriege in Nachkriegszeiten herein, und mit dessen kulturellem Erbe haben sich alle Nachkriegsgesellschaften, die siegreichen wie die besiegten, auseinanderzusetzen. Nicht zuletzt deshalb sollte der Ikonographie des Kriegsgedenkens, sollte Kriegsbildern und -mythen eine erhöhte wissenschaftliche Aufmerksamkeit zukommen. Ist eine solche Ikonographie, so ist zu fragen, gekennzeichnet durch Trauer oder schürt sie etwa den Revanchegedanken? Wichtig sind hier zwei Hinweise. Erstens, daß nicht allein unmittelbar stattfindende Kriege Auswirkungen haben, sondern ebenso erwartete

6 Kühne/Ziemann, S. 39, 42.

7 Gerd Krumeich, *Sine ira et studio? Ansichten einer wissenschaftlichen Militärgeschichte*, in: ebd., S. 100.

8 Anne Lipp, *Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte*, in: ebd., S. 214.

oder gedachte Kriege. Zweitens, daß alle Kommunikation über Krieg und Kriegserinnerung immer auch eine Kommunikation über Gewalt darstellt. 3. Perspektiven. Hier sind Reflexionen über die Bezüge von Militär und Zivilgesellschaft in der neuesten Zeit und in der frühen Neuzeit (Stig Förster, Bernhard R. Kroener) sowie ein Plädoyer für eine „Militärgeschichte als Totalgeschichte“ (Roger Chickering) versammelt. 4. Bilanz. Bemerkungen zur Entwicklung der Militärgeschichte in Deutschland (Wilhelm Deist) und zu den Debatten um eine neue Militärgeschichte, auch denen des vorliegenden Sammelbandes, (Dieter Langewiesche) schließen das Buch ab.

Wo hat der Krieg seinen Ursprung? In welchem Verhältnis stehen Krieg, Staat und Politik zueinander? Dies sind Fragen, denen Heimo Hofmeister in seinem philosophisch-politischen Traktat nachgeht.⁹ Sein Ausgangspunkt ist: Kriege sind keine Naturereignisse, sondern Folgeerscheinungen von Politik. Ihrer Herkunft nach sind Staat, Politik und Krieg eine unauflösbare Trias,¹⁰ und insofern gilt: „Den Begriff Krieg im Grund seiner Herkunft zu denken zwingt, ihn im Verhältnis zu den Begriffen Staat und Politik zu denken.“¹¹ Hofmeisters Ziel lautet, zu versuchen, „Frieden und Krieg als Gestaltungen von Politik zu erweisen und so zu zeigen, daß nicht Friede als Friede neben Krieg als Krieg existiert“.¹² Dem neuzeitlichen Friedensverständnis mangle es, dies ist eine wichtige Bemerkung, an der Umsetzung einer dem Leben inhärenten Dynamik, die andererseits der Krieg in seiner destruktiven Kraft besitze und deshalb vielen, nicht zuletzt großen Denkern, ein Faszinosum war. Hofmeister umkreist sein Thema, betrachtet zuerst den Begriff der Gewalt, dann den des Kampfes, bevor er auf die Instrumentalisierung des Krieges und seine Grundgestalten zu sprechen kommt, und zwar in Auseinandersetzung mit Clausewitz. Dessen Überlegungen beruhen darauf, daß der „Krieg seine eigene Grammatik, nicht aber seine eigene Logik hat. Sie übersieht jedoch, daß die Grammatik des Krieges sehr wohl zur Logik der Politik werden kann“.¹³ Erst im letzten Viertel des Buches, nachdem die innere Logik des Krieges durchsichtig gemacht und sie als eine Logik politischer Ohnmacht klassifiziert wurde, wird der Frieden gedacht. Sieht man mit Hofmeister den Krieg als künstliches Machwerk, so heißt dies, ihn als vermeidbar zu denken. Aber wie? Durch einen Souveränitätsverzicht von Staaten? Kann und darf ein Staat auf seine Souveränität verzichten? Wie weit reicht die Analogie zwischen innerer und äußerer Souveränität? Wäre die Staatlichkeit auch garantiert, wenn die äußere Souveränität fehlen würde? Am Ende gelangt Hofmeister, wie kaum anders zu erwarten, wieder bei

9 Heimo Hofmeister, *Der Wille zum Krieg oder die Ohnmacht der Politik*. Ein philosophisch-politischer Traktat, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 2001, 160 S.

10 Dazu auch Ekkehard Krippendorf, *Staat und Krieg*. Die historische Logik der politischen Unvernunft, Frankfurt/M. 1985.

11 Hofmeister, S. 9.

12 Ebd., S. 17.

13 Ebd., S. 66.

Kants Kritizismus an, nur er verbürge, daß das Feld nicht der politischen Ohnmacht überlassen bleibe. „Die Einsicht, daß es die Politik ist, die den Krieg gebiert, daß er die andere Seite ihrer selbst zeigt“,¹⁴ soll ein erster Schritt zum Leben und zum Frieden sein.

2. Friedensfeste, Aufklärung, Befreiungskriege

Im Westfälischen Frieden 1648 ist die Parität zwischen Protestanten und Katholiken festgelegt worden. In Erinnerung an die endlich errungene Gleichstellung stifteten die Protestanten das Augsburger Hohe Friedensfest, das erstmals am 8. August 1650 euphorisch in allen evangelischen Kirchen der Stadt gefeiert wurde. Das Festdatum, der 8. August, erinnerte an den Tiefpunkt der Geschichte des Augsburger Protestantismus: an die Entlassung aller evangelischen Geistlichen im Jahr 1629. Erinnert werden sollte somit an die Leidenszeit und zugleich an die Standhaftigkeit im Glauben. Herkunft, Funktion, Formen und Wandlungen dieses Festes sind überaus bedeutsam, lassen sich daran doch nicht allein die spezifischen Bedingungen der Augsburger Parität ablesen, sondern auch deren Hintergrund besser untersuchen: der Aufbau eines erneuerten Normensystems in der Frühen Neuzeit, dessen Spannungspunkte Verrechtlichung, Toleranz und Friedensbereitschaft hießen. Aus dem Gegeneinander der Konfessionen ist über die Jahrhunderte hinweg ein Nebeneinander und sogar ein Miteinander geworden. Zuletzt gab es vielfältige ökumenische Bemühungen um ein tieferes gegenseitiges Verständnis, und im Herbst 1999 wurde nicht zufällig in Augsburg die umstrittene katholisch-protestantische Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre unterzeichnet. Augsburg gilt als Stadt mit einer eindrucksvollen und im gesamteuropäischen Vergleich herausragenden Friedenskultur. Aus Anlaß des 350. Jubiläums des Friedensfestes fand in der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek eine Ausstellung statt, deren reich bebildeter Katalog die Stationen des Festes nachzeichnet.¹⁵

Zwar gab es nach dem Dreißigjährigen Krieg an die 160 Friedensfeste im Reich,¹⁶ aber das Augsburger ragte durch einen besonders großen Aufwand und vor allem durch eine lückenlose Tradition heraus, die fast ohne Unterbrechung bis in die Gegenwart reicht. Noch heute ist der 8. August in Augsburg ein gesetzlicher Feiertag. Im Katalog finden sich Friedensgebete, die in gedruckter Form v.a. zwischen 1650 und 1771 als Büchlein an die Gemeindeglieder ausgegeben worden waren. Daß eine wichtige Zielgruppe der

14 Ebd., S. 146.

15 350 Jahre Augsburger Hohes Friedensfest. Ausstellung der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, 22. Juli bis 22. Oktober 2000. Katalog, hg. von Helmut Gier, 140 S.

16 Dazu jetzt Claire Gantet, *Discours et images de la paix dans des villes d'Allemagne du Sud aux XVIIe / XVIIIe siècles*, Diss. Paris 1999.

Gedächtniskultur die evangelische Schuljugend war und man damit eine Kontinuität über Generationen herstellen wollte, zeigt die Einführung des Kinderfestes jeweils am Mittwoch nach dem Friedensfest. Charakteristika der Kinderfeste waren Friedensbilder und -gemälde, die man an die Kinder ausgab. Eine Folge von insgesamt 138 derartigen Blättern ist einzigartig in der Erinnerungs- und Festkultur des Protestantismus. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war Augsburg das führende deutsche Zentrum in der Druckgraphik, und dieser Umstand begünstigte, daß das Bild ein so großes Gewicht in der religiösen Erziehung erlangen konnte. Überwiegend zeigen diese Bilder Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie Darstellungen von Friedensallegorien (Friedensschiffe, Friedensbrunnen, Friedensbäume, Friedensapotheken usw.), aber auch Motive der Kirchen- und Reformationsgeschichte und schließlich reichspolitische Ereignisse.¹⁷ Nach dem Ende des Alten Reiches und der Eingliederung Augsburgs in den bayerischen Staat 1806 genehmigte die zuständige Landesdirektion die weitere Feier des Friedensfestes im Geist der Aufklärung nur unter der Auflage, daß diese nun den Namen „Toleranz- und Friedensfest“ erhalte.¹⁸ Damit sollte ausdrücklich auf konfessionelle Duldsamkeit und Eintracht hingewirkt werden. Bemerkenswert ist die Kontinuität der Feier im 19. und frühen 20. Jahrhundert, einer Zeit, als aus national-mythischer Perspektive der Westfälische Frieden stark abgewertet worden war. Nach dem Kirchenkampf und der Herabstufung des Festes zum Werktag im Jahr 1936, nach dem Untergang des „Dritten Reiches“ glaubte das zuständige amerikanische Detachement, die Friedfertigkeit der Augsburger ließe sich fördern, indem man ihnen den Feiertag des Friedensfestes zurückgab.

Aber wie ist das Augsburger Friedensfest zu bewerten? Die wissenschaftlichen Einschätzungen fallen höchst unterschiedlich aus, wie ein wichtiger, von Johannes Burkhardt und Stephanie Haberer herausgegebener Band von Konferenzbeiträgen mit aller Deutlichkeit vor Augen führt.¹⁹ „Jubiläen sind die Fenster der oft in der Gegenwart gefangenen Informationsgesellschaft in die kulturelle Vergangenheit.“²⁰ Kann man dennoch im historischen Gedächtnis der Augsburger Friedensfeier einen religiös-friedenspädagogischen Impuls sehen oder geht es hier nicht vielmehr um eine militante, rituell gepflegte Abgrenzung der Konfessionen? Oder war gar diese Abgrenzung erst die Grundlage für ein friedenswirkendes organisiertes Miteinander? Man kann es drehen und wenden wie man will, so Heinz Duchhardt: „Das Ge-

17 Siehe dazu auch: Ulrike Albrecht, *Die Augsburger Friedensgemälde 1651-1789*, Diss. München 1983 sowie Horst Jesse, *Friedensgemälde 1650 bis 1789. Zum Hohen Friedensfest am 8. August in Augsburg, Pfaffenhofen/Ilm 1981*.

18 *350 Jahre Augsburger Friedensfest.*, S. 124.

19 Johannes Burkhardt/Stephanie Haberer (Hg.), *Das Friedensfest. Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen Toleranz-, Friedens- und Festkultur* (= *Colloquia Augustana*, Bd. 13), Akademie Verlag Berlin 2000, 458 S.

20 Ebd., Einleitung von Johannes Burkhardt und Stephanie Haberer, S. 9.

dächtnis des Westfälischen Friedens war ein protestantisches, primär sogar lutherisches Ereignis, so wie das Gedächtnis des Augsburger Religionsfriedens ein protestantisches Ereignis blieb und der (vermeintliche) Thesenanschlag von 1517 oder die Confessio Augustana von 1530 zu für die protestantische Identität zentralen Ereignissen stilisiert wurden. Die alte Kirche hatte eine hohe, über den Jahresablauf mehr oder weniger gleichmäßig verteilte Festkultur – gegen diese Dominanz mußte sich der protestantische Reichsteil erst eine Festkultur schaffen, die nach seiner Sicht des Diesseits und jenseits nur eine Gedächtniskultur sein konnte.“²¹ Duchhardts Plädoyer, den Frieden zu untersuchen, kann man nur zustimmen. Wenngleich der Krieg auf die Menschen und die Wissenschaft eine größere Faszination als der Frieden entfaltet, weil mit ihm menschliches Leid, Bewältigung des Todes usw., also Emotionen angesprochen sind, so wohnen jedem Friedensschluß und jedem Frieden immer auch emotionenweckende Komponenten inne. Etienne François stellt genau diese Komponenten heraus und beschreibt das Friedensfest als ein Musterbeispiel einer „invention of tradition“. Für ihn zeichnet sich dieses sehr komplexe Fest durch eine Multifunktionalität aus – einerseits war es Abgrenzung und Kampfmittel der Protestanten gegen die Katholiken, andererseits festigte es den bürgerlichen Frieden auf der Basis der Parität – und durch eine Multidimensionalität, die das Fest zu einer Art Gesamtkunstwerk machte. Hinzukommt eine immanente doppelte Polarität: erstens die Spannung zwischen der heilsgeschichtlichen Deutung der Vergangenheit auf der einen Seite und der profangeschichtlichen Deutung derselben Vergangenheit auf der anderen Seite, also das Verhältnis zwischen Religion und Politik. Zweitens wurden in dem Fest zwei unterschiedliche, kaum einfach kombinierbare Ziele verfolgt: Es sollte die ‚corporate identity‘ stärken, daher war es Kampf- und Abgrenzungsmittel. Es sollte zugleich aber den politischen und bürgerlichen Frieden festigen, daher war es eine Form der Anerkennung von Pluralismus und trug so dazu bei, daß sich eine ‚pluralistische politische Kultur‘ entfalten konnte.²²

Es können hier nicht sämtliche, von ausgewiesenen Kennern der Materie verfaßten Beiträge des aufschlußreichen Bandes gewürdigt werden, die sich um vier große, diachron angelegte, bis in unsere Zeit hinein reichende Schwerpunkte gruppieren: Perspektiven der Festinterpretation, Toleranzproblem und Friedensfest, Kultur der Friedensfeste sowie Tradition und Innovation. Trotz aller Unterschiede und Kontroversen einzelner Interpretatio-

21 Heinz Duchhardt, Westfälischer Friede und konfessionelle Erinnerungskultur, in: ebd., S. 29.

22 Vgl. Etienne François, Polaritäten und Dimensionen eines Festes, in: ebd., S. 23-26; siehe auch ders., Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648-1806, Sigmaringen 1991; sowie mit Blick auf den Pluralismus: Trutz Rendtorff, Religion und Konfession. Zur Bedeutung des Westfälischen Friedens von 1648 für den politischen Rechtsfrieden, in: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 27 (1999), S. 238-249.

nen lassen sich drei Konstanten benennen: Erstens haben alle politischen, theologischen und kulturgeschichtlichen Ansätze erwiesen, daß das Augsburger Friedensfest ein evangelisches Identitätsfest war und blieb. Eine solcherart konfessionelle Identitätspflege überformte auch das historische Friedensgedächtnis und war mit seinen Bestandteilen Abgrenzung, Unterscheidung und Konfrontation in völligem Gegensatz zu heutigen gemeinchristlichen Bestrebungen angelegt. „Sich hier auf eine ökumenische Festtradition zu berufen, wäre geradezu ein historiographischer Kunstfehler.“²³ Zweitens bedeutete dies aber im Rahmen der Zeit eben gerade nicht eine ungebremste Friedlosigkeit, sondern die kontrastive Symbolik des Festes war eine zeit-spezifische Art der Friedensregelung. Drittens schließlich erwies sich dieser Fest- und Friedenstyp als überaus wandlungs- und entwicklungsfähig und damit als „Vor- und Frühform eines Konfessionsfriedens und von Toleranz.“²⁴

In einem weiteren Band „Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur“ hat Johannes Burkhardt Beiträge einer Sektion des Münchner Historikertages von 1996 versammelt.²⁵ Alle Beiträge von der Antike bis in die Zeitgeschichte verbinden Fragen nach den jeweiligen historisch-politischen Kulturen und den Mentalitäten, aus denen Kriegsentscheidungen und Friedensbereitschaft entsprangen. Aus welchen politischen Situationen heraus und mit welcher Intention wurde von wem historisch argumentiert? Auf welche Art und Weise wurde dabei Geschichte in Anspruch genommen? Welche Wirkungen hatten schließlich solche Inanspruchnahmen von Vergangenheit und Geschichtsbildern für Krieg und Frieden? Auch hier findet sich ein Beitrag von Etienne François und Claire Gantet über „Vergangenheitsbewältigung im Dienst des Friedens und der konfessionellen Identität“, der die Friedensfeste in Süddeutschland nach 1648 vor allem an drei Fallbeispielen untersucht: Am Friedensfest der sächsischen Residenzstadt Coburg, an der nach 1648 zum Friedensfest umgewidmeten Dinkelsbühler „Kinderzeche“ und am Augsburger Friedensfest.²⁶ Interessant sind dabei die Hinweise auf die jeweiligen Funktionen der Friedensfeste, die zunächst mehr Gedächtnisfeiern für die Leiden des Krieges als Feste des Friedens darstellten, wobei man sich allerdings, was nur scheinbar paradox ist, der Ereignisse nicht um ihrer Historizität willen erinnerte, sondern im Gegenteil immer in Bezug auf die Gegenwart. Am Ende des langen Dreißigjährigen Krieges

23 So Burkhardt und Haberer in ihrer Einleitung, S. 19.

24 Ebd., S. 20.

25 Johannes Burkhardt (Hg.), *Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis zur Gegenwart* (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Bd. 62), Verlag Ernst Vögel München 2000, 139 S.

26 Etienne François/Claire Gantet, *Vergangenheitsbewältigung im Dienst des Friedens und der konfessionellen Identität. Die Friedensfeste in Süddeutschland nach 1648*, in: ebd., S. 125-136.

wußten die Menschen gar nicht mehr, was Frieden war, er wurde zumindest ambivalent wahrgenommen, und mehrere Jahre lang zweifelte man noch an der Dauerhaftigkeit des Friedens. Insofern waren die vielen Friedensfeste unmittelbar nach 1648 eine Art Beschwörung des Friedens in prekärer Zeit und zeugen von der Angst der Menschen vor Meutereien, weiterhin randalierenden Soldaten oder einem erneuten Aufflammen der Kämpfe. Im 19. Jahrhundert schließlich glitten die meisten Feste, die überdauert hatten, ins Folkloristische ab. Dies bescherte ihnen zwar eine starke Wiederbelebung und erneuten Erfolg, beides war aber zutiefst doppeldeutig. „Sie wurden nämlich durch eine Dynamik der Nationalisierung und der Folklorisierung getragen, die zu einer allmählichen Auflösung der konfessionellen und bürgerlichen Grundlagen führte, die über mehr als zwei Jahrhunderte hinweg das Fundament der Friedensfeste gebildet hatten. Angesichts einer solchen Entwicklung kann man sich fragen, ob die Friedensfeste letztlich nicht Opfer ihres eigenen Erfolgs geworden sind.“²⁷ Im Grunde schließt sich hier der Beitrag von Wolfram Siemann zu den Revolutionsfeiern von 1848 im Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg an. Die Säkularfeiern, die sich mit der 300. Wiederkehr des Westfälischen Friedens überschneiden (und dies nach einem Weltkrieg!), führten zu einer charakteristischen Teilung der Vergangenheit zwischen Ost und West und Geschichte eignete sich als Waffe im heraufziehenden Kalten Krieg.²⁸

Geschichte als Argument für Krieg und Frieden ist keine Erfindung der Neuzeit. Gunther Gottlieb zeigt an Autoren wie Homer, Herodot und Thukydides, wie im alten Griechenland der Tod für das Vaterland unter dem eigentümlichen Zeitbezug überhöht wurde, daß er um des individuellen Nachruhms und zur Ehre von Familie, Volk und Staat erlitten werden sollte.²⁹ Pamela Kalning führt die Linie ins Mittelalter, in dem die Beispiele aus der Antike eine erhebliche Rolle spielten, wenn es darum ging, das Recht zum Kriegführen zu begründen.³⁰ Christoph Kampmann wirft einen aufschlußreichen Blick auf England im 17. Jahrhundert. Aus der angeblich idealen Tradition von Schiedsrichtertum und Gleichgewicht, die an Frieden denken lassen, konnten gerade geschichtsgestützte Argumente für den Krieg abgeleitet werden.³¹ Das bekannte historisierende Schlagwort „up ewig ungedeelt“, das im deutsch-dänischen Nationalkonflikt die zentrale Rolle spielte, wird von Reimer Hansen untersucht. Er zeigt in verblüffender Weise, wie das Privileg

27 Ebd., S. 118.

28 Wolfram Siemann, Auf der Suche nach einer Friedensordnung. Das Jubiläum der Revolution von 1848 im Nachkriegsdeutschland, in: ebd., S. 125-136.

29 Gunther Gottlieb, Geschichte als Argument für Krieg und Frieden im alten Griechenland, in: ebd., S. 17-30.

30 Pamela Kalning, Funktionalisierung von Geschichtsschreibung in Kriegslehren des späten Mittelalters, in: ebd., S. 31-43.

31 Christoph Kampmann, „Arbiter of Christendom“ und europäisches Gleichgewicht. Zu Geschichtsdanken und Politik im England des 17. Jahrhunderts, in: ebd., S. 45-69.

von 1460 in der Geburtsstunde des Deutschen Bundes zu Tage gefördert, aktualisiert und als historisches Argument für die Wiederherstellung gemeinsamer verfassungsmäßiger Zustände in den beiden nordelbischen Herzogtümern im Rahmen künftiger politischer Einheit des deutschen Volkes geltend gemacht worden ist.³²

Johannes Burkhardt selbst steuert eine sehr interessante vergleichende Betrachtung über die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg bei.³³ Den Dreißigjährigen Krieg hatten demnach zwei große Jubiläumstermine begünstigt: Das erste große Reformationsjubiläum heizte 1617 die konfessionelle Polemik auf allen Seiten an und führte zu einer konfessionellen Mobilisierung, bevor man im folgenden Jahr tatsächlich zu den Waffen griff. „Das ist nicht Zahlenmystik und gar die Wirkung des Hundertjährigen Kalenders. Aber dieser Termin gab der evangelischen Religionspartei Gelegenheit, erstmals in großem Stil den Beginn der Reformation zu feiern: mit Glockengeläut und Geschützdonner, Jubelpredigten und Universitätsfeiern, Prozessionen und Belehrung.“³⁴ Nichts konnte geeigneter sein, konfessionelle Feindbilder aufzufrischen als ein solches Jubiläum; hier wurde, so Burkhardt, in einem sich entfaltenden Medienkrieg eine konfessionelle Militanz freigesetzt, bevor man dann 1618 zu den Waffen griff. Das zweite Jubiläum, das der Confessio Augustana 1630, schuf nach dem vermeintlichen Kriegsende eine Situation, in der die Intervention Gustav Adolfs als evangelischer Glaubensheld ein breites Medienecho fand – was die Wiederaufnahme des Krieges nachhaltig begünstigte, weil „die suggestive Kraft des Jubiläumstermins (...) die Akzeptanz eines schwedischen Königs als Hoffnungsträger und Bundesgenossen im Reich erhöht und die Dynamik des Krieges, der schon zu Ende schien, entscheidend gefördert (hat)“.³⁵ Auch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde in Deutschland durch eine Serie von Jubiläen, die einen kriegerischen Handlungsdruck aufbauten, begünstigt. Das galt besonders für die hundertste Wiederkehr der Völkerschlacht bei Leipzig 1813. Es kam zu einer Art jubiläumsgestütztem Wiederholungszwang, und das distanzlose Gedenken an Kriege ließ Krieg als historischen Regelfall erscheinen; Kriege seien nicht nur unvermeidlich, sondern für die Deutschen letztlich auch immer „gut“, sprich erfolgreich ausgegangen. „Die Befreiungskriege waren denn auch der eigentliche Ursprung der historischen Denkmalskultur des 19. Jahrhunderts, wie sie im Berliner Kreuzbergdenkmal ihre frühe Vollendung und Apotheose erfuhr, um dann ihre Breitenwirkung zu entfalten. Dazu die Fachhistori-

32 Reimer Hansen, Das Privileg von 1460 im deutsch-dänischen Nationalkonflikt des 19. Jahrhunderts, in: ebd., S. 71-89.

33 Johannes Burkhardt, Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg, in: ebd., S. 91-102.

34 Ebd., S. 92.

35 Ebd., S. 94.

ker, deren Lieblingsepoche diese mit Biographien von Generalen und Reformern auszustattende Zeit war, Schlachtenmusiken und historische Lieder, die historistische bildende Kunst, die in Franz Hodler noch die Moderne erreichte – all das wurde nun durch das große hundertjährige Jubiläum wieder aufbereitet, griffig gemacht und verdichtet, und das unter Jubiläumstiteln wie ‚Der deutsche Sturm vor hundert Jahren‘ oder gar ‚Deutschland erwache‘,„³⁶

Die Befreiungskriege – Ursprung des deutschen Nationalmythos. Doch welches waren die Konstellationen mit Blick auf Krieg und Frieden in dieser Zeit selbst? Im „Staat und Krieg“ betitelten Sammelband von Werner Rösener,³⁷ der vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert reicht, finden sich hervorragende Aufsätze,³⁸ darunter zwei, die in unserem Zusammenhang Klärung versprechen. Ute Planert befaßt sich mit den Kriegserfahrungen im deutschen Südwesten um 1800.³⁹ Sie rückt zunächst die historischen Realitäten zurecht; die Forschungen über die Befreiungskriege litten an mehrfachen, aber unzulässigen Generalisierungen: Preußen war nicht Deutschland, und die patriotischen Elegien von Gelehrten entsprachen nicht der Lebenswirklichkeit der Menschen und auch nicht ihrer Begriffswelt, schon gar nicht im deutschen Süden und Südwesten. Außerhalb des preußischen Bezugsrahmens habe es patriotische Hoffnungen gegeben, die an das Alte Reich anknüpften oder sich auf den Rheinbund richteten. Planert legt hier ein Forschungsprogramm vor, wie die Wahrnehmung der Kriegs- und Krisenzeit um 1800 in der breiten Bevölkerung untersucht werden kann. Gefragt werden sollte dabei „nicht nur nach konkreten Alltagserfahrungen, sondern auch nach politischer Loyalität, territorialer Integration, psychischer Krisenbewältigung und nach der Politik des Erinnerns“.⁴⁰ Dem Verhältnis von „Heimat“, „Nation“ und „Vaterland“ mißt Planert zentrale Bedeutung bei, denn es zeige sich, „daß sich aus der Perspektive ‚von unten‘ das Verhältnis von Eigenem und Fremdem, von Freund und Feind sehr viel komplexer und differenzierter darstellt, als es die Texte der bürgerlichen Ideologieproduzenten von Arndt bis Fichte nahelegen ...“⁴¹ Die Autorin möchte sich mithin von einer Reihe von Annahmen lösen, die das Bild dieser Epoche bis in unsere Zeit hinein prägen, das betrifft neben der Generalisierung preußischer Spezifika auch eine notwendige Differenzierung der Kriegserfahrungen entlang sozialer und geographischer Trennlinien. Anhand von fünf Thesen stellt sie ihre

36 Ebd., S. 96.

37 Werner Rösener (Hg.), Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000, 244 S.

38 Vor allem auch die rechtswissenschaftlichen: Heinrad Steiger, Die Träger des *ius belli ac pacis* 1648-1806 sowie Diethelm Klippel/Michael Zwanzger, Krieg und Frieden im Naturrecht des 18. und 19. Jahrhunderts, in: ebd., S. 115-135, S. 136-155.

39 Ute Planert, Staat und Krieg an der Wende zur Moderne. Der deutsche Südwesten um 1800, in: ebd., S. 159-180.

40 Ebd., S. 162.

41 Ebd., S. 162f.

Ergebnisse bzw. ihren Zugriff zur Diskussion: 1. Differenzierung, dahinter steht die Forderung, zeitliche, räumliche, soziale, generationelle, konfessionelle und geschlechtsspezifische Unterschiede herauszuarbeiten. 2. Feindbilder, hier stellt Planert fest, daß die Kategorie des Fremden noch nicht im modernen Sinne national definiert war. 3. Politische Loyalität, dies verweist darauf, daß Nation oder Landespatriotismus oft gar nicht sichtbar war, sondern die Loyalität sich auf viel engere Räume von Heimat bezog. 4. Abwehr von Belastungen, dies soll darauf hindeuten, daß für die meisten Mensch konkrete Zumutungen und Interessen handlungsleitend waren, nicht politische Präferenzen. 5. Integration und Desintegration, in diesem Zusammenhang weist Planert die geläufige These der Nationsforschung zurück, wonach Nationalkriege die Integration entstehender Staaten vorantreiben würden – zumindest für Südwestdeutschland traf dies nicht zu. Integrierend wirken – dies sollte die Forschung auch in anderen Zusammenhängen stärker bedenken – bei solchen Integrationsprozessen häufig nicht die Kriege selbst, sondern vielmehr die mythisierende Erinnerung an sie. An Südwestdeutschland läßt sich diese These besonders gut nachvollziehen, denn durch ihre Verbindung mit Frankreich hatten die südwestdeutschen Staaten den Krieg nicht nur verloren, sondern standen, mit Blick auf Nationalität, auch noch auf der falschen Seite. Weder der Krieg selbst noch ungeschminkte Kriegserinnerungen boten somit Anknüpfungspunkte für die Integration der Territorialstaaten im deutschen Südwesten. Was half, war einzig eine Neukonstruktion der Vergangenheit. „An dieser Umdeutung und Bereinigung der Geschichte wirkten selbst die Veteranenvereine mit und forderten in den Festschriften zu ihren Erinnerungsfeiern dazu auf, das ‚Mißgetön der Klage, das noch hervortönt aus blut'ger Schlacht‘, zum Verstummen zu bringen. Das Trauern und die Totenklage wurden anderen Institutionen überlassen – der katholischen Kirche vor allem, den Familien der Angehörigen und der mündlichen Überlieferung des dörflichen Gedächtnisses. Die nationale Erinnerung brauchte Helden und Sieger; was sich in dieses Muster nicht fügte, fiel der Geschichtsklitterung oder dem Vergessen anheim.“⁴²

Wenngleich Jörg Echternkamp im selben Sammelband eine preußische Perspektive einschlägt und einige seiner Ergebnisse quer zu Planert stehen, so hütet auch er sich davor, die Entstehung des deutschen Nationalismus als einen simplen Reflex auf die Aggression der Franzosen zu deuten.⁴³ Statt dessen verknüpft er Sozial- und Kulturgeschichte miteinander. So bildete sich im 18. Jahrhundert eine neue soziale Trägerschicht heraus, eine bildungsbürgerliche Funktionselite, deren patriotische Haltung in einem veränderten Bewußtsein gründete, das wiederum durch einen Fundus an historisierenden Vorstellungen vom germanisch-deutschen Nationalcharakter ge-

42 Ebd., S. 180.

43 Jörg Echternkamp, „Teutschland, des Soldaten Vaterland“. Die Nationalisierung des Krieges im frühen 19. Jahrhundert, in: ebd., S. 181-203.

kennzeichnet war. Und dieses Weltbild besaß durch eine Konkurrenz gegenüber dem Französischen v.a. unter den Adeligen eine hohe Attraktivität und ein emotionales Potential. In der Erinnerung konnte es noch zusätzlich gesteigert werden. „Nichts hält, hebt und stärkt ein Volk mehr als große Erinnerungen“, hieß es in Heinrich Ludens historisch-politischem Journal „Nemesis“ von 1815.⁴⁴ Zu diesen großen Erinnerungen zählten fortan die Befreiungskriege. Nationalisten deuteten ihr Kriegserlebnis als nationale Kartharsis, und der Krieg wirkte im Rückblick als ein Meister der Nationalerziehung. In der Erinnerung wurde der Krieg nationalisiert. Erst dank der gemeinsamen Erinnerung an den Krieg mittels verschiedener Medien und Speicher vermochte die gedachte Nation erfahrbar zu werden.

Die Zeitschrift „Aufklärung“ widmet sich in einem zweibändigen Heft,⁴⁵ das eine Art forschungsstrategische Zwischenbilanz zu einem bisher vernachlässigten Problembereich sein soll und daher zuerst von einem Forschungsbericht eingeleitet wird,⁴⁶ der Kriegskunst im Lichte der Aufklärung. Der Beitrag von Winfried Mönch über den negativen Nachruhm von „Rokokostrategen“ in der Militärgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts schließt im Grunde genommen nahtlos an das bisher zu den Befreiungskriegen Dargestellte an.⁴⁷ Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheint in der Forschung über weite Strecken als eine Zeit der Dekadenz einer überlebten Gesellschaft. Auf Gerhard Ritter geht der Begriff der „Rokokostrategie“ zurück,⁴⁸ der sich aber in dem, was er beschreibt, durch zahlreiche Werke vor und nach Ritter zieht: Das Spielerische und Unernsteste, wie es sich in den Künsten ausdrückte, soll demnach auch in die Kriegskunst Eingang gefunden haben. „Manöverstrategien“, mit dem Ziel, möglichst keine Schlachten schlagen zu müssen, hätten zu einer generellen Unentschiedenheit von Kriegen und zu einem unsoldatischen „Kriegstheater“ geführt – Ausdruck der zeitgenössischen Dekadenz. Dieses Verdikt diente dann nicht selten als unreflektiertes historiographisches Deutungsmuster, um die Niederlagen der traditionellen Söldnerheere gegen die Truppen der französischen Revolution zu erklären. In den nicht zuletzt während des „Dritten Reichs“ geführten Debatten um die „entartete Kriegskunst“ des Rokoko, wird, so Mönch, ein Leitmo-

44 (Anonymus), Napoleon und die Franzosen, in: *Nemesis* 4 (1815), S. 333-365, hier S. 350.

45 *Aufklärung* 11. Jg., Heft 2 (1999) und 12. Jg., Heft 1 (2000): Daniel Hohrath/Klaus Gerteis (Hg.), *Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert*, 144 bzw. 130 S.

46 Daniel Hohrath, *Spätbarocke Kriegspraxis und aufgeklärte Kriegswissenschaft. Neuere Forschungen und Perspektiven zu Krieg und Militär im „Zeitalter der Aufklärung“*, in: ebd., Teil I, S. 5-47.

47 Winfried Mönch, „Rokokostrategen“. Ihr negativer Nachruhm in der Militärgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts. Das Beispiel von Reinhard Höhn und das Problem des „moralischen“ Faktors, in: ebd., S. 75-97.

48 Gerhard Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland*, Bd. 1, München 1965, S. 339.

tiv der Kriegsgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts deutlich. Von den angeblich gesellschaftlichen Defiziten der absolutistischen Heere wird dann auf deren unabdingbares moralisches Versagen auf den Schlachtfeldern, etwa bei Jena und Auerstedt 1806, geschlossen.

Die beiden ausgezeichneten Hefte räumen in mancherlei Hinsicht mit liebgewonnenen Deutungsmustern auf. Die Epoche der Aufklärung war keine friedliche Zeit, der „Kriegsstaat“ gehörte zur alltäglichen Realität der Menschen; Krieg und Militär waren ebenso Gegenstände der Aufklärung und des öffentlichen Diskurses wie Angehörige des Militärs zu ihren Protagonisten gehörten. Zahlreiche Schriften widmeten sich seinerzeit dem „idealen“ Offizier oder Feldherrn⁴⁹ oder der „Veredelung“ von Soldaten,⁵⁰ so daß es irreführend ist, von einem Gegensatz zwischen Militär und Gesellschaft auszugehen.⁵¹ Für die Geschichte des Krieges scheint seit dem Siebenjährigen Krieg vielmehr die sich formierende politische Öffentlichkeit immer wichtiger zu werden.⁵²

3. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 und die Erinnerung

Kriege haben, so läßt sich das bisher Gesagte bilanzieren, eine zentrale Bedeutung für die individuelle wie für die kollektive Erinnerung. Sie bilden einen markanten Kontinuitätsbruch. Als gravierender Eingriff in das Leben müssen sie nicht allein verarbeitet, sondern auch irgendwie in die Erinnerung integriert, sie müssen mithin tradiert werden, um Sinn in der Deutung des eigenen und des kollektiven Schicksals zu erhalten. Der Krieg als Wendezeit kommt besonders darin zum Ausdruck, daß es nach den Kampfhandlungen und dem Friedensschluß in doppelter Hinsicht neue Sichtweisen gibt: Die dem Krieg voraus gegangene Zeit wird als Vorkriegszeit erinnert, d.h. Kriege verengen und kanalisieren den Zugang zur Zeit vor dem Krieg. Anders gesagt, die Wahrnehmung der Vorkriegszeit erfolgt durch den Filter der Kriegs- und auch der Friedenserfahrung. Und die dem Krieg folgende Zeit wird zur Nachkriegszeit, deren Wahrnehmung ebenfalls durch den Krieg wie durch den auf ihn folgenden Frieden gesteuert wird. Eine solche Schlüssel-funktion von Krieg und Frieden für das kollektive Gedächtnis offenbart sich darin, daß sie sich im offiziellen Geschichtsbild und in der Historiographie

49 Christiane Büchel, Der Offizier im Gesellschaftsbild der Frühaufklärung: Die Soldaten-schriften des Johann Michael von Loen, in: Hohrath/Gerteis, Teil I, S. 5-23.

50 Michael Sikora, „Ueber die Veredelung des Soldaten“. Positionsbestimmungen zwischen Militär und Aufklärung, in: ebd., S. 25-50.

51 Harald Kleinschmidt, Mechanismus und Biologismus im Militärwesen des 17. und 18. Jahrhunderts, in: ebd., S. 51-73.

52 Andreas Gestrich, Das Wienerische Diarium in der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Ein Projektbericht, in: ebd., Teil II, S. 73-79.

ebenso niederschlägt wie in der populären oder trivialen Erinnerungskultur von den Denkmälern bis zur Belletristik.

Wie verarbeiten die jeweiligen Gesellschaften Kriege in ihrer Erinnerung? Gibt es Unterschiede zwischen den Siegern und den Besiegten? Welche Medien und Formen speisen und erhalten die Erinnerungen? In welchem Verhältnis stehen Erinnern und Vergessen? Spaltet sich die Erinnerung in eine offizielle und in viele individuelle auf?

Wenn der deutsch-französische Krieg von 1870/71 aus dem Gedächtnis der heute Lebenden fast gelöscht ist und somit in der Terminologie von Jan Assmann zu einer identitätsneutralen Geschichte geworden ist,⁵³ so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, welche wichtige Bedeutung ihm für frühere Phasen des deutschen Kollektivgedächtnisses zukam. Dies wird in zwei Beiträgen des von Helmut Berding, Klaus Heller und Winfried Speitkamp herausgegebenen Sammelbandes „Krieg und Erinnerung“, auf den auch später noch mehrmals zurückzukommen sein wird, augenfällig.⁵⁴ Rainer Kipper untersucht die Formen der literarischen Erinnerung und blickt dazu auf die populären Autoren Theodor Fontane, Gustav Freytag und Felix Dahn, die sich alle drei in den Krieg hineinbegaben und bewußt Kriegserfahrung suchten.⁵⁵ ‚Ihr‘ Krieg besaß deshalb eine so hohe Identitätsrelevanz für die Deutschen, weil er dazu beitrug, die nationale Einheit in der Konfrontation mit dem französischen „Erbfeind“ ex negativo zu stiften. Vergleicht man die Erinnerungen der drei Schriftsteller, so lassen sich zunächst drei Ebenen unterscheiden: die lebensgeschichtliche, die zeitgeschichtliche und die mythische.⁵⁶ Die aus dem Krieg heimkehrenden Autoren historisierten das Zeitgeschehen, indem sie ihre Erlebnisse in literarische Erinnerungen transformierten. Damit entwarfen sie Bilder des Eigenen und des Fremden, aus welchen nationale Identität erwachsen konnte. Wichtiger noch: „Über das rein Zeitgeschichtliche hinaus betteten sie den Krieg schließlich in mythisch-überzeitliche Vorstellungswelten ein. Sie setzten ihn in Beziehung zu fernen, früheren Epochen, vornehmlich zur Germanenzeit, und ließen so das überwältigend Neue als immer schon Dagewesenes oder zumindest als in einer tiefgründigen Kontinuität mit der Gegenwart Stehendes erscheinen.“⁵⁷ Allein Fontane versagte sich solchen Mythisierungen, seine Kriegserinnerungen trugen dokumentarischen Charakter und wiesen sogar Verständnis für die Franzosen und ihre Kultur auf, was vielen deutschen Zeitgenossen unver-

53 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997, S. 43.

54 Helmut Berding/Klaus Heller/Winfried Speitkamp (Hg.), *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert (= Formen der Erinnerung, Bd. 4)*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 2000, 225 S.

55 Rainer Kipper, *Formen literarischer Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71*, in: ebd., S. 17-37.

56 Vgl. ebd., S. 33f.

57 Ebd., S. 34.

ständig blieb. Freytag und Dahn hingegen deuteten den Krieg durch die mythische Ineinssetzung der vorrückenden deutschen Truppen mit ihren germanischen Vorfahren vor zweitausend Jahren im letzten Sinne völkisch. Kipper meint zu Recht, daß die Forschung solchen literarischen Erinnerungsformen mehr Gewicht beimessen müsse und nicht nur auf die Sedanfeiern oder die Denkmäler schauen dürfe. In der Tat: Angesichts der hohen Auflage- und Verkaufszahlen der zeitgenössischen Bestseller wie Dahns „Ein Kampf um Rom“ kommt man nicht umhin, eine Wirkung beim Lesepublikum zu veranschlagen, wengleich exakte rezeptionsästhetische Aussagen schwierig zu treffen sind.

Am Beispiel der Feldgeistlichen der Diözese Rottenburg zeigt Christian Rak, daß zur hegemonial preußisch-protestantischen Kriegserinnerungskultur des Kaiserreiches auch Alternativen existierten.⁵⁸ Aufgrund ihrer „Konfessionsblindheit“ hat die Forschung es über lange Zeit hinweg versäumt, die Rolle der Katholiken bei den Prozessen der Nationsbildung zu untersuchen. Auffallend ist jedoch, daß die spezifische katholische Erinnerung an diesen Krieg gegen die französischen Glaubensbrüder bald marginalisiert wurde. Im Kulturkampf versuchten die deutschen Katholiken sogar, das Stigma der nationalen Unzuverlässigkeit abzuschütteln, indem sie auf ihre Beteiligung im deutsch-französischen Krieg verwiesen. 1872 verfaßten die katholischen Bischöfe eine Denkschrift, in der sie sich gegen die Vorwürfe der Reichsfeindschaft und der Vaterlandslosigkeit zu verteidigen suchten. Genützt hat es nichts – die Deutungsherrschaft über den Krieg gegen Frankreich hatten längst die Protestanten errungen, und dabei blieb es.⁵⁹

Selbstzeugnisse, also Aufzeichnungen, die individuelle und auf das „Selbst“ bezogene Beobachtungen und Erfahrungen zum Ausdruck bringen, sind für alle Versuche unverzichtbar, soziale Praxis, Erfahrungszusammenhänge und Lebenswelten besonders von Unter- und Mittelschichten zu rekonstruieren. Isa Schikorsky hat den Briefwechsel eines deutschen Ehepaares aus dem deutsch-französischen Krieg veröffentlicht, der sich durch eine seltene Geschlossenheit auszeichnet.⁶⁰ Die 76 Briefe des Soldaten Albert Böhme – Tischlergeselle aus Braunschweig – und die 56 Gegenbriefe seiner Frau Friederike Böhme – die im November 1870 in Abwesenheit des Mannes einen Sohn zur Welt bringt – beleuchten das Kriegserlebnis aus einer räumlichen, situativen und geschlechterspezifischen Doppelperspektive, und

58 Christian Rak, Ein großer Verbrüderungskrieg? Kriegserfahrungen von katholischen Feldgeistlichen und das Bild vom Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, in: ebd., S. 39-63.

59 Vgl. dazu v.a. die Prägung des Sedantages: Claudia Lepp, Protestanten feiern ihre Nation – Die kulturprotestantischen Ursprünge des Sedantages, in: Historisches Jahrbuch 118 (1998), S. 201-222.

60 Isa Schikorsky (Hg.), „Wenn doch dies Elend ein Ende hätte“. Ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, Böhlau Verlag Köln, Weimar, Wien 1999, 187 S.

sie liefern Aufschlüsse über Lebensweisen, Strategien der Erlebnisverarbeitung, Handlungsmotive, Einstellungen, Denken und Fühlen dieser „kleinen Leute“. Um die Briefe zu erschließen, bedarf es allerdings einer differenzierten Lesart zwischen den Zeilen, Mit- und Angedeutetes, ja sogar Fehlendes muß in die Interpretation mit einbezogen werden. Albert Böhmes Briefe lassen den Schrecken des Krieges nur erahnen, denn er bemüht sich, eine Art von Normalität im Extremen zu beschwören. Die Nachrichten über die Gefahren, über seine Beteiligung an den Gefechten und am Töten sind ausgesprochen dürftig, häufig herrscht Sprachnot bis hin zur Sprachlosigkeit bei der Beschreibung von psychischen Extremsituationen, die nicht selten durch poetische oder religiöse Zitate überspielt wird. Nicht ausführliche Schilderungen von heldenhaften Kämpfen oder gefährlichen Abenteuern stehen im Mittelpunkt seiner Briefe, sondern knappe Berichte über Alltäglichkeiten. Von einer Kriegsbegeisterung, in der die offiziellen Berichte immer wieder schwelgen, ist nichts zu spüren, nicht einmal ganz am Anfang des Krieges. Statt dessen obwaltet ein düsterer, ein pessimistischer Ton; Krieg erscheint nicht als nationaler Aufbruch, sondern ausschließlich als Elend. „Es scheint, daß die Militärdeologie, die für den Krieg von 1870/71 am prägnantesten in der Für-König-Gott-und-Vaterland-Parole zum Ausdruck kommt, kaum Eingang in die Mentalität der einfachen Soldaten gefunden hat.“⁶¹ Zwar kämpft Albert Böhme mit Gottvertrauen, aber offensichtlich weder für den preußischen König noch für ein gemeinsames „deutsches“ Vaterland; er beteiligt sich am Feldzug nicht aus nationalem Rausch, sondern weil er dazu gesetzlich verpflichtet ist. Während der Soldat Böhme versucht, im Schrecken des Krieges die Normalität des Alltags zu beschwören, sieht sich seine Frau mit den Auswirkungen des Krieges zu Hause konfrontiert, denn ihre Lebenssituation hat sich durch die Abwesenheit des Mannes und den Verlust seines Mitverdienstes dramatisch verschlechtert. Weiterführende Forschungsfragen liegen auf der Hand: Wie transferieren sich solche Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen der „kleinen Leute“, in denen Elend, Not und Mangel im Vordergrund stehen und so auffällig vom nationalen Pathos einer Nation in Waffen abweichen, in spätere Kriegserinnerungen? Wie läßt sich von hier aus die Erinnerungspolitik der späteren Kriegervereine erklären?⁶²

4. Totaler Krieg Erster Weltkrieg, problematischer Frieden, Krieg der Erinnerungen

Kriege ragen immer in die Nachkriegszeit hinein, denn die Erfahrungen, Leidenschaften, psychischen und physischen Mobilisierungen enden nicht

61 Ebd., S. 14.

62 Siehe Thomas Rohkrämer, *Der Militarismus der „kleinen Leute“*. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, München 1990.

abrupt mit dem Waffenstillstand. Diese allgemeine Aussage gilt in besonderem Ausmaß für die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts (George F. Kennan), den Ersten Weltkrieg, und zwar für alle beteiligten Staaten. Die Schnittstelle zwischen Kriegs- und Nachkriegszeit, zwischen Kriegsende und Umbruch thematisiert der von Jörg Duppler und Gerhard P. Groß herausgegebene Sammelband „Kriegende 1918“, der auf eine internationale Tagung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes anlässlich der 80-jährigen Wiederkehr des Kriegsendes zurückgeht.⁶³ Die zwei Dutzend Beiträge umspannen ein breites Spektrum. Zunächst geht es, in klassisch militärgeschichtlicher Betrachtungsweise, um die militärischen Operationen der Mittelmächte und dann der Entente an der Westfront im Entscheidungsjahr 1918. Anschließend steht der Alltag des Krieges im Mittelpunkt, als Frontalltag und als Alltag in der Heimat. Dabei lautet die zentrale Frage, „wie die ‚Stimmung der Truppe‘ die Kriegereignisse im Frühjahr 1918 beeinflusste und wie diese Kriegereignisse wiederum auf die Stimmung einen – diesmal letztlich entscheidenden – Einfluß nahmen“.⁶⁴ Die Monate Juli bis November 1918 erweisen sich für die neuere Forschung als besonders wichtig, um Fragen nach einer Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs nachzugehen, denn sie stellten eine Zeit extremer Stimmungsschwankungen dar. Kollektive Erschöpfung, enttäuschte Erwartungen auf der deutschen wie auf der alliierten Seite drückten sich auch in politischen Gehalten aus⁶⁵ bis hin zum „verdeckten Militärstreik“ (W. Deist) im kaiserlichen Heer und einer Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft.⁶⁶

Forschungen zum Ersten Weltkrieg waren in Deutschland häufig Vorreiter methodischer Modernisierung für die Geschichtswissenschaft überhaupt. In den 60er Jahren kam es im Zuge der Fischer-Kontroverse zu einer politikgeschichtlichen Revision, die schließlich in eine umfassende Formverwandlung des historisch-politischen Denkens mündete; in den 70er Jahren folgte auf vielen Forschungsfeldern eine Neubewertung unter struktur- und sozialgeschichtlicher Perspektive; und auch der neueste Forschungsboom zum Ersten Weltkrieg seit den 80er Jahren ist wiederum mit einem Paradigmenwechsel verbunden – hin zu alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Ansätzen, die erfahrungs- und kulturgeschichtliche Fragestellungen aus der west-

63 Jörg Duppler/Gerhard P. Groß (Hg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung* (= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 53), R. Oldenbourg Verlag München 1999, 399 S.

64 Gerd Krumeich, *Einführende Bemerkungen*, in: ebd., S. 162.

65 Benjamin Ziemann, *Enttäuschte Erwartung und kollektive Erschöpfung. Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution*; André Bach, *Die Stimmungslage der an der französischen Front 1917 bis 1918 eingesetzten Soldaten nach den Unterlagen der Briefzensur*, in: ebd., S. 165-182, S. 201-216.

66 Volker Ullrich, *Zur Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft des Jahres 1918*, in: ebd., S. 273-284.

europäischen auf die deutsche Weltkriegsforschung übertragen haben.⁶⁷ Neuerdings steht dabei die umkämpfte Erinnerung, genauer die „Psychose des in den Köpfen nicht bewältigten Krieges“⁶⁸, im Zentrum des Interesses. Lange schon wird etwa darüber gestritten, ob und wie die Republikaner von Weimar die alten Eliten hätten „zähmen“ können. „Man wird zu den bisher vorwiegenden Erklärungsansätzen in Zukunft stärker auf diese Dimension der nicht bewältigten Niederlage – zum Weiterwirken des Krieges in den Köpfen – zurückkehren müssen, denn diese Polemik machte es möglich, daß die neue Republik sich an die Ideenpotentiale der abgewirtschafteten alten Eliten als Funktionseliten klammerte und diesen somit einen allzu großen Spielraum gab.“⁶⁹ Es geht also um den Zusammenhang von Sozialkultur und Erinnerungskultur; erforscht werden sollte das soziale Bewußtsein, wie es sich durch Weltkrieg und Friedensschluß ausprägte. Einen Anhaltspunkt dafür, wie in Deutschland mit der Deutung des Weltkrieges und des massenhaften Kriegstodes umgegangen wurde, liefern Kriegerdenkmäler, die Reinhart Kosellecks bekannter These zufolge in erster Linie als ‚Identitätsstiftung der Überlebenden‘ dienen. Sabine Behrenbeck interpretiert verschiedene Denkmäler und Denkmalsprojekte im Zeitverlauf und kommt vor dem Hintergrund der unversöhnlich neben- und gegeneinander stehenden Weimarer Teilkulturen zu folgenden Ergebnissen: Nicht Homogenität in der Denkmalsaussage kennzeichnete die deutschen Ehrenmäler nach 1918, sondern diesen sei im Gegenteil eine sehr große typologische und stilistische Bandbreite einander ablösender Stimmungen eigen, die sogar teilweise in Konkurrenz zueinander standen. Nach der Sprach- und Hilflosigkeit der frühen Gedenkzeichen tauchten in den ersten Nachkriegsjahren insbesondere Trauerdenkmäler auf; ab Mitte der 20er Jahre war dann auf den Denkmalssockeln nur noch (häufig dumpfer) Heroismus zu finden, der nach 1933 zum einzig erlaubten Umgang mit dem Kriegstod bestimmt wurde.⁷⁰ Bernd Ulrich beschreibt die Nachkriegszeit, in der die Vergangenheit zu einem Machtfaktor der Gegenwart wurde, als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Dabei hebt er zu Recht hervor, daß individuelle Erinnerungen und offizielle Erinnerungen in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander stehen konnten, was jedoch, mit Blick auf die individuelle Seite, nicht selten zu einem Zurechtstutzen des subjektiven Erfahrungswissens geführt habe.⁷¹

Im bereits erwähnten Sammelband „Krieg und Erinnerung“ finden sich drei Beiträge zum Ersten Weltkrieg, die wichtige Ergänzungen bieten. An-

67 Vgl. dazu ebd.: Bruno Thoß, Militärische Entscheidung und politisch-gesellschaftlicher Umbruch. Das Jahr 1918 in der neueren Weltkriegsforschung, S. 17-37.

68 Krumeich, Einführende Bemerkungen, in: ebd., S. 164.

69 Ebd.

70 Sabine Behrenbeck, Zwischen Trauer und Heroisierung. Vom Umgang mit Kriegstod und Niederlage nach 1918, in: Duppler/Groß, S. 315-339.

71 Bernd Ulrich, Die umkämpfte Erinnerung. Überlegungen zur Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges in der Weimarer Republik, in: ebd., S. 367-376.

nette Gümbe! blickt auf die literarischen Erinnerungen und untersucht Hans Grimms kolonialrevisionistischen Roman „Volk ohne Raum“, dessen Popularität sich allein schon darin ausdrückte, daß sein Titel zu einem politischen Schlagwort aufstieg.⁷² Bereits im Erscheinungsjahr 1926 konnten über 60.000 Exemplare verkauft werden, und bis 1935 waren es fast 320.000, womit das Buch zu den 20 meistverkauften Büchern in Deutschland in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts zählte. Die verlorenen Kolonien blieben, nachdem man sich so lange einen „Platz an der Sonne“ gewünscht hatte, in Deutschland ein nationales Trauma, so daß es zu einem „Kolonialismus ohne Kolonien“ kam,⁷³ der sich mit dem Kampf gegen den Versailler Vertrag verband und als dessen Multiplikator eben jener von der konservativen Revolution begeistert gefeierte Roman Grimms erwies. – Benjamin Ziemann zeichnet die Diskussion um ein zentrales „Nationaldenkmal“ für die Gefallenen in Deutschland nach und analysiert verschiedene Projekte, etwa eine Toteninsel bei Lorch am Rhein (der Rhein als „deutscher Schicksalsstrom“).⁷⁴ Die konfliktgeladene und ergebnislose Suche nach einem zentralen Erinnerungsort interpretiert er entgegen der bisherigen Forschungsmeinung nicht als einen Sieg des regionalen Gedankens, sondern als eine Folge der divergierenden Nationsvorstellungen und ihrer Symbole.

In Großbritannien hingegen, so Peter Alter in seinem wichtigen Vergleich, war die seit 1919 zum „Armistice Day“ abgehaltene Zeremonie am Londoner Cenotaph von großer integrativer Wirkung auch für die „Teil-Nationen“ des Vereinigten Königreichs.⁷⁵ Überhaupt spielt hier, wie auch in Frankreich, das den 11. November, den Waffenstillstandstag, bis heute als Feiertag begeht, der Erste Weltkrieg – „The Great War“ – im kollektiven Gedächtnis eine viel größere Rolle als in Deutschland. „Der Erste Weltkrieg dient bis heute als Symbol für Krieg überhaupt, er hat für die britische Bevölkerung das Bild vom Krieg, von seinen Schrecken und Opfern in einer Weise geprägt, die noch heute unübertroffen ist und deshalb das Geschehen in den Jahren 1914 bis 1918 nicht verblässen läßt.“⁷⁶

Unübersehbar ist, daß die am Krieg beteiligten Mächte ihn jeweils anders erlebt hatten, ihn zum Teil grundsätzlich anders deuteten und infolgedessen für sie auch der Frieden in jeweils anderem Gewand daherkam. In den Köpfen der Deutschen hatte sich die Idee einer dem Kaiserreich aufgezwungenen Vorwärts-Verteidigung eingekerbt; für die Franzosen waren die Schlachten

72 Annette Gümbe!, Instrumentalisierte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg: Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“, in: Berding u.a., S. 93-111.

73 So Horst Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, Paderborn 1991, S. 213.

74 Benjamin Ziemann, Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort, in: Berding u.a., S. 67-91.

75 Peter Alter, Der Erste Weltkrieg in der englischen Erinnerungskultur, in: ebd., S. 113-126. Vgl. auch Adrian Gregory, The Silence of Memory. Armistice Day 1919-1946, Oxford 1994.

76 Ebd., S. 113.

patriotische Kämpfte zur Verteidigung und Rettung des bedrohten Vaterlandes. Frankreichs nördliche Departements erlitten eine solchermaßen totale Verwüstung und Zerstörung, daß die Folgen noch heute nicht völlig ausgeräumt sind. Kann einem „totalen Krieg“ ein versöhnlicher Frieden folgen? Der Versailler Vertrag war immer Gegenstand der Leidenschaften, zeitgenössisch ohnehin, aber auch in der Forschung. Ihm widmete das Deutsche Historische Institut in Washington 1994 eine internationale Tagung.⁷⁷ In George F. Kennans Augen resultierte der Zweite Weltkrieg aus „the very silly and humiliating punitive peace imposed on Germany after World War I“.⁷⁸ Reichspräsident Friedrich Ebert hatte bereits im Mai 1919 gegen die „unerträglichen“ Friedensbedingungen Stellung bezogen. „Aus einem solchen aufgezwungenen Frieden müsse neuer Haß zwischen den Völkern, und im Verlauf der Geschichte neues Morden erwachsen“.⁷⁹ War also der Vertrag von Versailles eine „Fortsetzung des Krieges mit politischen Mitteln“?⁸⁰ Daß Hitler von nichts mehr profitierte als von seinem Versprechen, den „Schandfrieden“ zu tilgen, kann als gesichert gelten. Dennoch, liest man die insgesamt 26 Beiträge des Sammelbandes, die sich um fünf große Bereiche gruppieren – 1. Friedensplanung und Ziele der Mächte, 2. Die „Friedensmacher“ und die öffentliche Meinung der einzelnen Länder, 3. Wiederaufichtung Europas, 4. Die Folgen von Versailles, 5. Das Erbe der Kriegsschuldfrage –, so ist kaum an dem Ergebnis vorbeizukommen, daß der Versailler Vertrag, so unzulänglich er im einzelnen scheinen mag, letztlich der bestmögliche Kompromiß zwischen den verschiedenen Interessen war. Es war, das muß immer wieder bedacht werden, ein Weltkrieg von bis dahin unvorstellbaren Ausmaßen zu liquidieren. Vor diesem Befund muß sich die Forschung noch eingehender damit beschäftigen, wie die Politiker in den einzelnen Ländern mit ihren jeweiligen Verdikten zu Versailles frühzeitig Entspannungsmöglichkeiten verschütteten und schließlich zu Gefangenen der von ihnen selbst erzeugten öffentlichen Meinung wurden, die die Mentalitäten und Erinnerungen in eine verhängnisvolle Schiefelage brachte. In Deutschland wurde Versailles zur wirksamsten Chiffre der Republikgegner, die alles bündelte, was mit der Kriegsniederlage zusammenhing: Revolution, Republik, Demokratie, Inflation, außenpolitische Diskriminierung – und die somit den ohnehin vorherrschenden antiwestlichen Affekt noch zusätzlich steigerte.⁸¹

77 Manfred F. Boemeke/Gerald D. Feldman/Elisabeth Glaser (Hg.), *The Treaty of Versailles. A reassessment after 75 Years*, Cambridge University Press 1998, 674 S.

78 George F. Kennan, *The War to End War*, in: ders., *At a Century's Ending: Reflections, 1982–1995*, New York 1996, S. 17.

79 Zit. nach Gerd Krumeich, *Versailles*, in: Peter Schöttler/Patrice Veit/Michael Werner (Hg.), *Plurales Deutschland – Allemagne Plurielle*, Göttingen 1999, S. 279.

80 Ebda., S. 283.

81 Der neue Band: Gerd Krumeich (Hg. in Zusammenarbeit mit Silke Fehlemann), *Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung*, Essen 2001 konnte nicht mehr berück-

Wie erinnern sich Zeitzeugen des Ersten Weltkrieges? Wenn wir über die Gefühle und Ängste unserer Großväter und Urgroßväter, die als Soldaten im Feld standen, etwas wissen wollen, so sind wir im wesentlichen auf die Feldpostbriefe angewiesen. Wolf-Rüdiger Osburg hat nun ein Buch veröffentlicht, in dem Gespräche mit ehemaligen Kriegsteilnehmern aufgezeichnet sind, die er in den Jahren 1989 bis 1992 führte. 135 Zeitzeugen, damals zwischen 90 und 103 Jahre alt, erinnerten sich.⁸² Ob sie, wie der Interviewer meint, tatsächlich tiefe Einblicke in die Zusammenhänge des Krieges geben können, scheint allerdings fraglich. Abgesehen von der grundsätzlichen Skepsis, sich an fast achtzig Jahre zurückliegende Erlebnisse authentisch erinnern zu können, so ist das Buch, das unzweifelhaft spannend zu lesen ist, auch methodisch insofern bedenklich, als Osburg aus den Berichten „die interessantesten Passagen ausgewählt“ hat.⁸³ Welches hierfür seine Maßstäbe waren, bleibt leider unausgesprochen.

Kindheit und Jugend, das machte Philippe Ariès große Studie aus den sechziger Jahren deutlich, weisen keine ein für allemal festgelegten oder festzulegenden Kriterien auf, sondern unterliegen historischem Wandel. Rechtliche, politische, wirtschaftliche und soziale Kriterien, sogar körperliche Reifungsprozesse haben sich im Laufe der Jahrhunderte erheblich verändert. Kindersoldaten hat es zu allen Zeiten und in allen Kulturen gegeben; sie sind nicht neuen, gar zeitgenössischen Datums und können insofern auch nicht als ein Element fortschreitender Entzivilisierung des Krieges gelten, sondern sie sind ein durchaus bekanntes historisches Phänomen, das allerdings nicht zu allen Zeiten erhöhte Aufmerksamkeit erheischte. Dittmar Dahlmann hat jetzt einen Sammelband herausgebracht, der den Bogen vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Kindersoldaten im heutigen Afrika spannt.⁸⁴ Mit Blick auf den Ersten Weltkrieg sind in Dahlmanns Buch vor allem die Aufsätze von Jörg Nagler und Andrea Süchtig-Hänger bemerkenswert.

Nagler beschäftigt sich anhand von Tagebüchern und Autobiographien mit Kindern im Amerikanischen Bürgerkrieg,⁸⁵ der seit einiger Zeit als Vorläufer eines bereits auf den Ersten Weltkrieg vorausweisenden totalen Krieges interpretiert wird.⁸⁶ Dabei dient u.a. auch die Involvierung von Non-

sichtigt werden; vgl. die Rezension in ZfG Jg. 49, 2001, S. 564f. Zu Versailles als deutscher Erinnerungsort: Hagen Schulze, Versailles, in: Etienne François/ders. (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, München 2001, S. 407-421.

82 Wolf-Rüdiger Osburg, „Und plötzlich bist du mitten im Krieg ...“ Zeitzeugen des Ersten Weltkriegs erinnern sich, Aschendorff Verlag Münster 2000, 496 S.

83 Ebd., S. 13

84 Dietmar Dahlmann (Hg.), Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Kindersoldaten Afrikas (= Krieg in der Geschichte, Bd. 7), Verlag Ferdinand Schöningh Paderborn usw. 2000, 226 S.

85 Jörg Nagler, Kinder im Amerikanischen Bürgerkrieg, in: ebd., S. 43-71.

86 Vgl. Stig Förster/Jörg Nagler (Hg.), On the Road to Total War. The American Civil War

Kombattanten als Gradmesser für eine Totalisierung des Krieges. Die Kindersoldaten des Amerikanischen Bürgerkriegs unterschieden sich nach der Kriegserfahrung von ihren in der Heimatfront verbliebenen Altersgenossen. Die zahlreichen schriftlichen Fixierungen der Kinder und späteren jungen Erwachsenen dienten der Aufarbeitung dieser traumatischen Erfahrung. Nagler weist am Ende seines anregenden Beitrags selbst auf eine künftige Forschungsaufgabe hin: „Wie aber diese Kinder mit ihren Erfahrungen umgingen und sie verarbeiteten, blieb bislang noch größtenteils unerforscht. In längerfristiger Perspektive stellt sich dabei die Frage, in welcher Art und Weise diese Erlebnisse sie im späteren Leben beeinflussten, inwieweit zum Beispiel die starke Pazifismus-Strömung in den USA im ausgehenden 19. Jahrhundert von ihrer Generation mitgeprägt worden ist.“⁸⁷

Ganz neue Formen des „Kriegserlebnisses“ brachte der Erste Weltkrieg infolge des Luftkrieges, wie Andrea Süchtig-Hänger schreibt.⁸⁸ Für die Vorstellung, daß in Zukunft der Krieg durch „Luftapparate“ auch hinter der Front stattfinden könne, wurde Bertha von Suttner 1912 noch verlacht. Doch im Ersten Weltkrieg kam es zu den ersten größeren Luftangriffen, und diese bildeten eine wichtige Dimension auf dem Weg zu totalem Krieg. Bei Kriegsausbruch verfügte das Deutsche Kaiserreich über elf Zeppeline, die zum Bombenabwurf und zu Aufklärungsflügen bestimmt waren, sich allerdings nicht als die propagierte Wunderwaffe erwiesen. Am 30. August 1914 erreichte erstmals ein deutsches Luftschiff Paris, warf drei Bomben, wodurch eine Frau getötet und drei weitere Menschen verletzt wurden; insgesamt kam es zu 31 Angriffen auf die französische Metropole. Am stärksten von deutschen Zeppelin und ab 1917 auch von Flugzeugen wurde aber London heimgesucht. Dabei war die psychologische Bedeutung außerordentlich groß, denn das insulare England verlor damit seine Unantastbarkeit, es sah sich seit Jahrhunderten erstmals wieder selbst in das Kriegsgeschehen einbezogen. Bei diesen deutschen Angriffen sind u.a. 252 Kinder getötet und über 500 verletzt worden. Im Juni 1916 kamen bei einem alliierten Luftangriff auf Karlsruhe 119 Menschen ums Leben, darunter 85 Kinder. Hier wie dort machte man die getöteten Kinder zu Märtyrern. Der gewaltsame Tod von Kindern fand vor allem deshalb Beachtung, weil er sich für die kriegsführenden Mächte zur Instrumentalisierung eignete. „Die Leiden der Kinder galten dann als Beweis für die Perfidität und Unmenschlichkeit des Gegners und konnten wiederum grausame Vergeltung legitimieren. So genossen im jeweils eigenen Land die Piloten und in Deutschland auch die Luftschiffkapitäne als Helden und ‚Ritter der Lüfte‘ hohes Ansehen, während sie (...) im

and the German Wars of Unification, 1861-1871, Cambridge 1996. Stig Förster, Das Zeitalter des totalen Krieges 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich, in: *Mittelweg* 36, Jg. 8, 1999, S. 12-29.

87 Jörg Nagler, *Kinder im Amerikanischen Bürgerkrieg*, in: Dahlmann, S. 52.

88 Andrea Süchtig-Hänger, „Kinderermörder“. Die Luftangriffe auf Paris, London und Karlsruhe im Ersten Weltkrieg und ihre vergessenen Opfer, in: ebd., S. 73-92.

Feindesland als ‚Kindermörder‘ und ‚Babykiller‘ geradezu Synonyme für die Bestialität des Gegners waren.“⁸⁹ Vor diesem Hintergrund überrascht dann allerdings die Aussage der Autorin, daß diese Opfer der Luftangriffe weitgehend aus der Erinnerung gebannt worden seien; für die Zwischenkriegszeit traf dies gewiß nicht zu. Die Bombennächte des Zweiten Weltkrieges führten aber sicherlich zu einer Überlagerung der Erinnerung.

Ein Thema, das ebenso umstritten wie lange Zeit verschwiegen wurde, ist die Desertion. Das Verschweigen der Desertion kann nur auf den ersten Blick verwundern, denn die Desertion berührt den archimedischen Punkt politischer Herrschaft: ihren Anspruch, legitime Gewalt auszuüben. In ihrem Sammelband „Armeen und ihre Deserteure“ vertreten die beiden Herausgeber Ulrich Bröckling und Michael Sikora den Ansatz, daß die Geschichte der Desertion nicht zu trennen ist von der Geschichte des Militärs. Jede Armee bringe ihre eigenen Deserteure hervor, und „im Spiegel der Desertion lassen sich die charakteristischen Merkmale von Armeen analysieren“.⁹⁰ Unter quellenkritischen Gesichtspunkten stellt Desertion keinen objektiven Tatbestand dar, sondern er wird in hohem Maße erst durch die Wahrnehmung der Zeitgenossen konstituiert. Das Spektrum der Einzelbeiträge reicht von der Landesflucht in der Frühen Neuzeit, von der schwierigen Rekrutierung der Söldnerheere über die Desertion während der Revolution von 1848/49 und die Militärgerichtsbarkeiten in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts bis zur formalisierten Kriegsdienstverweigerung in der Gegenwart. Michael Sikora beschreibt das 18. und frühe 19. Jahrhundert als die „Zeit der Deserteure“, die erinnerungspolitisch erhebliche Auswirkungen auf die nachfolgenden Epochen hatte. „Konskription und Befreiungskriege veränderten aber vor allem den Wahrnehmungshorizont der Verweigerung. Die Nationalisierung des Heerwesens stempelte die Deserteure allmählich zu Außenseitern, zu Verrätern an einer gemeinsamen Ideologie. Das galt nicht nur für die obrigkeitliche Deutung. Nicht zufällig lösten nach 1815 die Memoiren der loyalen Heimkehrer jene Autobiographien des späten 18. Jahrhunderts ab, die noch von Deserteuren [...] geschrieben worden waren. Deserteure gab es weiterhin, aber sie verschwanden auf diese Weise aus der öffentlichen Debatte und dem kollektiven Gedächtnis.“⁹¹ Der Erste Weltkrieg ließ auch die Desertion wieder zu einem ernsthaften Problem für die Militärführungen werden. In seiner Dissertation vergleicht Christoph Jahr die Desertion im deutschen und britischen Heer.⁹² Der überraschende Befund: Die Todesstrafe

89 Süchtig-Hänger, „Kindermörder“, S. 74.

90 Ulrich Bröckling/Michael Sikora (Hg.), *Armeen und ihre Deserteure*. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1998, 322 S.

91 Michael Sikora, *Das 18. Jahrhundert. Die Zeit der Deserteure*, in: ebd., S. 86-140, S. 136.

92 Christoph Jahr, *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914-1918* (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 123), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen, 419 S.

für Desertionsversuche wurde im deutschen Heer, anders als im britischen, vergleichsweise selten verhängt. Die daraus folgenden Konsequenzen sind für unseren Zusammenhang außerordentlich interessant. Nach dem Krieg sahen sich die Militär Richter dem Vorwurf ausgesetzt, durch ihr „mildes“ Vorgehen die Niederlage mit verschuldet zu haben; so konnten der Rechtsstaat zum Mitschuldigen der Kriegsniederlage gestempelt und „Lehren“ für einen nächsten Krieg gezogen werden. „Während man in Großbritannien vergleichsweise pragmatisch mit den Weltkriegserfahrungen umgegangen war, gab es in Deutschland eine deutliche Tendenz, einzelne Aspekte komplexer Probleme herauszugreifen, eine Lösungsformel zu suchen und diese schließlich zu radikalisieren.“⁹³ Die Militärgerichtsbarkeit im Nationalsozialismus fungierte sodann konsequenterweise als integraler Bestandteil des Terrorregimes.

5. Der Zweite Weltkrieg und der Krieg in der Nachkriegszeit zwischen Erinnern und Vergessen

Am 9. November 1945 kehrte Alfred Döblin aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurück. Von der Verfassung der deutschen Bevölkerung nach zwölf Jahren Nationalsozialismus und sechs Jahren Krieg zeigte er sich überrascht, was er in den Satz faßte: „Die Deutschen haben noch nicht erfahren, was sie erfahren haben.“⁹⁴ Die scheinbar paradoxe Formulierung wird verständlich, wenn man die Mehrdeutigkeit des Begriffs „Erfahrung“ bedenkt: Es gibt Erlebnisse, die nicht zur Erfahrung werden wollen oder auch nicht können. Wenn Erfahrungen gelungene Bedeutungszuweisungen oder Sinnstiftungen für Erlebnisse sind, dann sind Kriegs- und Gewalterfahrungen vielfach solche Erfahrungen, die nicht gelingen wollen.⁹⁵ Immer schon drohte die Provokation des gewaltsamen Todes jeglichen Erfahrungs- oder Sinnzusammenhang zu sprengen.

Jedes Leben wird „vorwärts“ gelebt und „rückwärts“ erzählt, formulierte der Philosoph Søren Kirkegaard einmal sinngemäß. Das könnte auch das Motto für das Buch von Elisabeth Domansky und Jutta de Jong sein, die deutsche Lebensgeschichten nach 1945 zusammengetragen haben: Zwanzig Frauen und Männer erzählen davon, welche Erinnerungen ein halbes Jahrhundert nach dem Kriegsende „Drittes Reich“, Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit in ihnen hervorrufen. Die gesammelten Interviews bilden in der

93 Ebd., S. 338.

94 Alfred Döblin, *Schicksalsreise. Bericht und Bekenntnis* (1949), Olten, Freiburg i.Br. 1993, S. 309.

95 Dazu Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: MGM 56, 1997, S. 1-30.

Tat „ein lebendiges Kriegsdenkmal ganz eigener Art“,⁹⁶ denn die beiden Herausgeberinnen arbeiteten methodisch reflektiert auf dem neuesten Stand der Oral-History-Forschung. Versammelt sind sehr zeit- und arbeitsaufwendige lebensgeschichtliche Interviews, die nur von wenigen Leitfragen bestimmt wurden. So legen Domansky und de Jong die Spuren einer „Erinnerungskrise“⁹⁷ frei, die aus dem Zweiten Weltkrieg resultiert und die zeigt, daß der Krieg entgegen anders lautenden Versicherungen noch lange nicht vorbei ist, zumindest nicht bei den noch lebenden Zeitzeugen. Die Angst vor der Erinnerung an das, was man jedoch nicht vergessen konnte, hat die Nachkriegskultur in ganz Europa bestimmt. Den Autorinnen zufolge, deuten die Interviews darauf hin, daß das erstaunlich rasche Übergehen zur Tagesordnung, besser: zur Bewältigung des Chaos, während Flucht und Vertreibung, Gefangenschaft und Besatzungszeit (über-)lebensnotwendig gewesen sei,⁹⁸ aber bald zu einer Abkoppelung der Nachkriegs- von der Kriegsgesellschaft geführt habe. Deutsche Täter gab es in der Erinnerung so gut wie keine. Die Auseinandersetzung um die Erinnerung und die damit verbundenen materiellen Ressourcen (z.B. den Lastenausgleich) fand als Konkurrenzkampf verschiedener Gruppen statt, die eines vereinte: daß sie sich ausnahmslos als *Kriegsopfer* verstanden. Das Buch haben die beiden Historikerinnen in vier Kapitel unterteilt, in Krieg, Zusammenbruch, Wiederaufbau und Reflexionen. Die präsentierten Erinnerungsstücke sind jeweils abhängig von den individuellen Lebensumständen – „für eine Frau, die mit vierzig Witwe wurde und nie wieder heiratete, mag der Krieg jeden Tag, an dem sie alleine aufwacht, und jede Nacht, in der sie alleine einschlüft, andauern“.⁹⁹ Domansky und de Jong legen in den Einleitungen zu jedem Kapitel Verdrängungsanstrengungen, Bewältigungsstrategien und vor allem nachträgliche Korrekturen frei. Viele der erzählten Lebensgeschichten kennzeichnet, gerade mit Blick auf Zusammenbruch und Wiederaufbau, eine Art „Umerzählung“ aus der Perspektive der erfolgreichen Bundesrepublik, und was die Schrecken der Kriegszeit anlangt, so konstatieren die beiden Autorinnen eine Strategie der „Entwirklichung“, was bedeutet, daß der Schrecken in vorgeblich „normales“ Geschehen eingekleidet wird.

Gegenüber dem Erinnerungsvermögen und der Erinnerungswilligkeit von Zeitzeugen ist immer Skepsis angebracht. „Wer sich auf die Suche nach den Kriegserfahrungen der Weltkriegssoldaten machen will, wird also nur sehr

96 Elisabeth Domansky/Jutta de Jong, *Der lange Schatten des Krieges. Deutsche Lebensgeschichte nach 1945*, Aschendorff Verlag 2000, 424 S., S. 21.

97 „Erinnerungskrise“ – dieser Begriff wurde von Richard Terdiman als Bezeichnung für die Art und Weise eingeführt, in der die europäischen Gesellschaften nach der Französischen Revolution von 1789 das Verhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft definierte. Vgl. Richard Terdiman, *Present Past. Modernity and the Memory Crisis*, Ithaca 1993.

98 Domansky/de Jong, S. 11.

99 Ebd., S. 32.

bedingt auf die Erinnerung der Kriegsteilnehmer zurückgreifen können“, formuliert Klaus Latzel in seiner lesenswerten Dissertation, in der es ihm, sehr einfach gesagt, darum geht, das den Titel schließende Fragezeichen aufzulösen.¹⁰⁰ Welche Rolle spielte die Wehrmacht im Krieg? Wie schätzen sich gewöhnliche deutsche Soldaten selbst ein, wie bewerteten sie ihre Taten und welches waren die Konsequenzen für die Erinnerung an den Krieg? Latzel wertete Tausende von Feldpostbriefen aus, die ihm als „schriftliche Gesprächsmedien und als sprachliche Objektivationen von sozialen Wissensbeständen“ gelten.¹⁰¹ Er plädiert für eine Erfahrungsgeschichte des Krieges, die versucht, Erfahrung als individuelle Praxis zu verstehen, in der gesellschaftliche Wissensstrukturen sowohl reproduziert als auch modifiziert werden. Nur so könne eine historische Anthropologie des Krieges entstehen. Dies ist ein anspruchsvolles Programm. Latzel verfolgt es in zwei Stufen: Im ersten Teil der Arbeit untersucht er einen exemplarischen Einzelfall, die Briefserie eines Gefreiten im Zweiten Weltkrieg. Im zweiten Teil geht er systematisch vor und untersucht das „soziale Wissen“ der Soldaten anhand häufig angesprochener Themen wie „gegnerische Soldaten“, „Tod“, „Sinn und Unsinn des Krieges“. Besondere Aussagekraft bekommen Latzels Ergebnisse, weil er sie in einen Vergleich mit Befunden zu Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg rückt: Im Zweiten Weltkrieg stellt er so einen viel hemmungsloseren Gebrauch diskriminierender, auf Menschen gemünzter Wörter fest. Der Gegner trägt im Ersten Weltkrieg ein viel deutlicheres Gesicht als im Zweiten, in dem er „entmenschlicht“ wird. Im Vergleich mit dem Ersten Weltkrieg kann man im Zweiten von einer entgrenzten Gewaltbereitschaft sprechen – auch darin zeigt sich eine Affinität zwischen deutschen Soldaten und NS-Regime.

Da für Latzel die Feldpostbriefe auf überindividuelle Wahrnehmungsstrukturen, Verhaltens- und Deutungsmuster verweisen, vermag er seine Ergebnisse zu verallgemeinern. Seine Schlußthese zieht die Linie in die Nachkriegszeit: Die Beteiligung am Vernichtungskrieg im Osten habe die deutschen Soldaten „stumm“ gemacht gegenüber ihren eigenen Erlebnissen und ihren Angehörigen. „In die individuelle Erinnerung eingekapselt, blieben viele der tiefgreifendsten Kriegserlebnisse der Kommunikation und damit dem gesellschaftlichen Gedächtnis lange entzogen, mit anderen Worten: Das Gewalt- und Todeserlebnis des Zweiten Weltkrieges, insbesondere das, was ihn im Osten ausmachte, nämlich sein Charakter als Vernichtungskrieg, ist lange Jahre sowohl auf individueller wie auf gesellschaftlicher Ebene kaum zur Erfahrung geworden [...]“.¹⁰²

100 Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945* (= *Krieg in der Geschichte*, Bd. 1), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn et al. 1998, 429 S.

101 Ebd., S. 17.

102 Ebd., S. 375.

Eine durchaus verwandte Erinnerungsstrategie war es, den Zweiten Weltkrieg im Kalten Krieg gewissermaßen „aufzuheben“. In dem von Michael Th. Greven und Oliver von Wrochem herausgegebenen Band „Der Krieg in der Nachkriegszeit“ untersuchen Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, wie die deutsche Nachkriegsgesellschaften in West und – allerdings in nur wenigen Beiträgen – in Ost die Kriegserfahrungen verarbeitet oder verdrängt haben.¹⁰³ Anlaß ist die Kontroverse um die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“, die in einem sechs Beiträge umfassenden Kapitel nachgezeichnet wird, wobei z.B. auch die Rezeption in Leserbriefen¹⁰⁴ und die Rolle der medialen Öffentlichkeit¹⁰⁵ Beachtung finden, wengleich es sich dabei um nicht mehr als um erste Annäherungen an das wichtige und in Deutschland zu lange vernachlässigte Thema der Medienpräsenz und der medialen Vermittlung handelt.¹⁰⁶ Immerhin aber sind in einem anderen Kapitel auch drei Beiträge versammelt, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg im Fernsehen befassen, und besonders Knut Hickethier liefert einen guten Überblick über dieses in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wichtigste Popularisierungsinstrument von Geschichtsbildern.¹⁰⁷ „Das Fernsehen“, so lautet sein Fazit, „trug durch seine langfristige und wiederholte Thematisierung des Krieges dazu bei, daß die Erinnerung daran wach geblieben ist. Man könnte sogar so weit gehen, daß erst das audiovisuelle Medium mit seiner spezifischen Programmstruktur durch die Medialisierung des kollektiven Gedächtnisses langfristig dazu beitrug, daß die Erinnerung an den Krieg ihre Bedeutung als Mahnung für das Handeln der Gegenwart nicht verloren hat.“¹⁰⁸ Freilich müßte die Forschung bezüglich massenmedialer Geschichtsvermittlung noch weitere Fragen stellen, etwa: Wer produziert die Filme? Wer entscheidet, was im Fernsehen gesendet wird und was nicht? Wie werden die Sendungen rezipiert? Sind die Fernsehsendungen abhängig von bestimmten historischen Konjunkturen? Vertragen sich Publikumseffekt und historische Aufklärung, oder sind dies Gegensätze?

Aus den insgesamt 21 Beiträgen des Sammelbandes soll hier nur noch einer herausgegriffen werden, da er ein Thema anschlägt, das mit Blick auf den Kontext „Krieg und Frieden in der Erinnerung“ bisher zu kurz gekommen

103 Greven/von Wrochem.

104 Johannes Klotz, Die Rezeption der Ausstellung „Vernichtungskrieg“ in Leserbriefen, in: ebd., S. 307-323.

105 Elke Grittmann/Monika Pater, Wider die Erinnerung. Der mediale Diskurs um die Ausstellung „Vernichtungskrieg“, in: ebd., S. 337-353.

106 Zu Großbritannien jedoch: Raphael Samuel, *Theatres of Memory*, Vol. 1: Past and Present in Contemporary Culture, London 1994.

107 Knut Hickethier, Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust im Fernsehen der Bundesrepublik der fünfziger und der frühen sechziger Jahre, in: Greven/von Wrochem, S. 93-112.

108 Ebd., S. 111.

men ist: Schulbücher. Bodo von Borries untersucht, wie Vernichtungskrieg und Judenmord in den Schulbüchern der beiden deutschen Staaten von 1949 bis zur Wiedervereinigung behandelt wurden.¹⁰⁹ Er führt für die fünfziger und frühen sechziger Jahre vor Augen, wie selbst in den Schulbüchern die beiden deutschen Staaten in ihrer gegenseitigen Abgrenzung aufeinander bezogen blieben, da jeder der beiden vorgab, er allein hätte die „richtigen“ Lehren aus der Geschichte gezogen. „In der DDR mußte der anti-sozialistische ‚Vernichtungskrieg‘ im Vordergrund stehen, da sich das neue Regime ja maßgeblich aus dem kommunistischen Widerstand und der deutsch-sowjetischen Freundschaft legitimierte. Dagegen konnte es propagandistisch-legitimiert – auch angesichts von eigenem latentem Antisemitismus – mit dem gleichsam unfunktionalen Judenmord der Nazis wenig anfangen (...) Im Westen dagegen war die Lage im wesentlichen umgekehrt. Der expansionistische Rußlandkrieg, bei dem man die Beteiligung der Wehrmacht nicht weglassen konnte, war ausgesprochen peinlich und mußte heruntergespielt werden. Der Antikommunismus sollte ja eher einen defensiven Charakter aufweisen (wie auch in der Konstellation der NATO) ...“¹¹⁰ Interessant ist es zu verfolgen, wie sich im Laufe der Zeit und abhängig von deutsch-deutschen Entwicklungen und der Entspannungspolitik schulpolitische Vorgaben veränderten (wobei man für die Bundesrepublik sicherlich noch stärker die föderal organisierte Kultuspolitik beachten müßte). Nach der Wiedervereinigung spiegeln auch die neuen Schulbücher einen Gezeitenwechsel der Erinnerung wider. Unterrichtswerke beziehen vermehrt Fragen der Erinnerungskultur (z.B. Romanauszüge, Gedenkstättenbesuche, Berliner Denkmalstreit) für projektartiges Lernen ein.

In den postkommunistischen Ländern ist Geschichte seit 1989 weit stärker als sonstwo zu einem Kampfplatz und zur Waffe geworden, zum Medium der (Re-)Konstruktion politischer und nationaler Identitäten. Mehr als vielleicht anderswo ist die Geschichte ein Teil der politischen Kultur der Völker Mittel- und Osteuropas. Sie drücken ihre politischen Anschauungen gerne mit Hilfe historischer Beispiele oder durch Geschichtsmymen aus. Es war das romantische Denken mit seinen Geschichtsmymen, das an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die politische Kultur dieser Völker formte. Dieses Denken bietet den beträchtlichen Vorteil, komplizierte politische Gedankengänge auf eine Weise zu vermitteln, die sie selbst für ungeschulte Menschen erfaßbar macht. Darüber hinaus birgt die ästhetisierende Umsetzung der Geschichte in dieser Form auch eine motivierende Kraft in sich, gegen die ein nüchterner politischer Diskurs kaum anzukommen vermag.¹¹¹

109 Bodo von Borries, Vernichtungskrieg und Judenmord in den Schulbüchern beider deutschen Staaten seit 1949, in: ebd., S. 215-236.

110 Ebd., S. 217.

111 Vgl. dazu das Themenheft „Rückkehr der Geschichte“ der Europäischen Revue Transit 2, 1991.

Mit ganz besonderen Schwierigkeiten beladen ist die Geschichtspolitik im Falle der ehemaligen Sowjetunion. Denn seit der Oktoberrevolution, also schon viel früher als in den ostmitteleuropäischen Ländern, kam es dort zur Auslöschung des spontanen kollektiven Gedächtnisses und zur Bildung eines verpflichtenden künstlichen Gedächtnisses. Staatliche Propaganda pflanzte in das Bewußtsein der Menschen mythische Bilder der Revolution, der Kollektivierung, der Industrialisierung, Bilder, die die realen Prozesse und menschlichen Tragödien verdeckten. Gleichzeitig wurde das ganze Land mit neuen Gedächtnisorten überzogen. Denkmäler, Museen, Städte- und Straßennamen zeugen davon – kurz der gesamte öffentliche Raum wurde zum Medium für eine fiktive, mystifizierte Vergangenheit. Die Folge und damit das tragische Erbe des Stalinismus heute ist eine gefälschte Geschichte, ist vor allem aber ein deformiertes gesellschaftliches Bewußtsein mit einem mystischen und zudem stark fragmentierten Bild der Vergangenheit. Die neuen demokratischen Kräfte versuchen mit unterschiedlichem Erfolg, im Kampf um das gesellschaftliche Bewußtsein jene Instrumente – Lehrbücher für mittlere und höhere Schulen, Massenmedien, Literatur und Publizistik, verschiedene Kunstgattungen – zurückzuerobern, derer sich vorher die Kommunisten bedienten; letztere wehren sich aber beharrlich dagegen, die Kontrolle über diese Instrumente aus ihren Händen zu geben.¹¹²

Bis zum Beginn der Perestrojka konnte man die öffentliche Erinnerung an den Krieg, der eigentlich Synonym war für die Erinnerung an den Nationalsozialismus, in drei Phasen einteilen: Die erste dauerte vom Kriegsende bis zum Tode Stalins 1953. Die zweite reichte vom „Tauwetter“ nach Stalins Tod bis zur Absetzung Chruschtschows 1964. Die dritte umfaßte die Jahre vom Machtantritt Leonid Breschnews bis zum Beginn der Perestrojka 1987, und diese dritte Phase vor allem wurde durch eine ans Bombastische grenzende Inszenierung der öffentlichen Erinnerung an den Krieg gekennzeichnet. Aber der Krieg, den die Politiker und auch die Historiker erschufen, hatte mit dem Krieg der ehemaligen Soldaten nichts mehr gemein. Wesentliche Bereiche der individuellen Erinnerung wurden konsequent ausgeblendet. Nicht Opfer, Entbehrungen, Leid bestimmten das Bild, sondern ein Heroismus, in dem jeglicher Realismus aus der dargestellten Realität verbannt war.¹¹³

Erstaunlich ist, daß zu Lebzeiten Stalins öffentlich nur relativ wenig an den Zweiten Weltkrieg und den Sieg erinnert wurde. Die Erinnerung war vielmehr auf den Diktator hin orientiert. Die katastrophalen Anfangsniederlagen und die extrem hohen Verluste der Roten Armee wurden, auch von der

112 Vgl. Martin Hoffmann, *Der Zweite Weltkrieg in der offiziellen sowjetischen Erinnerungskultur*, in: Berding u.a., S. 129-143.

113 Vgl. Bernd Bontwetsch, „Ich habe an einem völlig anderen Krieg teilgenommen“. Die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ in der Sowjetunion, in: ebd., S. 145-168.

Wissenschaft, in geniale, planmäßige Schachzüge Stalins uminterpretiert. Eine wirkliche öffentliche Erinnerung an den Krieg setzte erst unter Chruschtschow ein. Wichtig dabei war aber, daß die Darstellung des Krieges nun zu einem integralen Bestandteil der Entstalinisierung wurde. Die angebliche Weitsicht und Genialität des Diktators wurden zurückgenommen, dagegen seine Fehleinschätzungen Hitlers hervorgehoben. Doch mit der Absetzung Chruschtschows im Oktober 1964 verfiel die öffentliche Erinnerung an den Krieg mit dem Ende der generellen Stalin-Kritik erneut in „unsägliche Schönfärberei“.¹¹⁴ Zwanzig Jahre nach seinem Ende, um 1965, lebte der Krieg in der Traditionspflege erst richtig auf. Die Literatur über ihn schwoll lawinenartig an. Der Staat verlieh sich und seinem Volk Orden. Die Auszeichnung „Heldenstädte“ wurde erfunden. Immer neue Mahnmale, Monumente und Museen entstanden; die Partei ritualisierte das Gedenken, es erstartete ins Immergleiche.

Erst die Veränderungen, die zum Untergang der Sowjetunion führten, machten es möglich, daß die Geschichte des Krieges endlich geschrieben werden konnte. Seit einigen Jahren entsteht so ein „anderer Krieg“ als der bisher bekannte; auch kontroverse Standpunkte gelangen zum Ausdruck. Insofern ist das, was sich heute mit Blick auf die Erinnerung abzeichnet, trotz aller Widersprüche als „Normalität“ der Kriegserinnerungen zu bezeichnen.¹¹⁵

6. Friedenskultur durch Musealisierung von Krieg und Frieden?

Die friedenspädagogische Bedeutung der Erinnerungsarbeit im Museum, in Gedenkstätten und in der Medienöffentlichkeit ist unbestritten. Ihr widmet sich der von Bernhard Nolz und Wolfgang Popp herausgegebene Band¹¹⁶, auch wenn die geschichtsdidaktischen Konzepte der 70er Jahre zur Friedenserziehung aus der Mode gekommen sind.¹¹⁷ Der Band vereint Beiträge zur aktuellen Bedeutung der Friedenspädagogik in verschiedenen europäischen Ländern¹¹⁸ mit historischen Betrachtungen,¹¹⁹ er reicht bis zur Erinnerungs-

114 Ebd., S. 153.

115 Vgl. ebd., S. 164.

116 Bernhard Nolz/Wolfgang Popp (Hg.), *Erinnerungsarbeit. Grundlage einer Kultur des Friedens (= Friedenskultur in Europa. Materialien zur Friedenserziehung, Bd. 4)*, LIT Verlag Münster, Hamburg, London 2000, 324 S.

117 In diesem Band findet sich hierzu ein Wiederabdruck des Aufsatzes von Annette Kuhn, *Geschichtsunterricht und Friedenserziehung nach 1945* (zuerst 1984), ebd., S. 173-187.

118 Vgl. z.B. Elke Renner, *Erinnerungskultur – Streitpunkt in Österreich* oder Pieter Lagrou, *Die Wiedererfindung der Nation im befreiten Westeuropa. Erinnerungspolitik in Frankreich, Belgien und den Niederlanden* oder Lutz van Dijk, *Erinnern in Deutschland und Südafrika*, in: ebd., S. 76-79, S. 80-93, S. 141-154.

119 Vgl. z.B. Karlheinz Lipp, *Unbekannt, vergessen und verdrängt: Friedenserziehung im*

arbeit in der Kinder- und Jugendliteratur¹²⁰ und wird durch einen Literatur- und Materialienanhang sinnvoll ergänzt.

Nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg ist jeweils eine Revision des Geschichtsbildes in friedenspädagogischer Absicht auf internationaler oder nationaler Ebene angestrebt worden, sei es nach 1945 von der UNESCO, sei es vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Die Ziele sind klar formuliert: Zum einen wird versucht, die durch Geschichtsbücher verbreiteten Vorurteile über andere Völker und Nationen zu beseitigen und die Ursachen für eine Heroisierung des Krieges und die verhältnismäßige Geringschätzung des Friedens aufzudecken, zum anderen wird eine Reduktion der Kriegsgeschichte zugunsten einer ausführlicheren Behandlung der Kultur- und Sozialgeschichte eingefordert. In Siegen ist im Jahr 2000 ein Zentrum für Friedenskultur eingerichtet worden, das mit dem Ludwig Boltz-Institut für interkulturelle Bildungsforschung der Universität Klagenfurt und mit Instituten anderer europäischer Länder kooperiert. Hier wird das Projekt „Europa-Erziehung als Friedenserziehung“ ausgearbeitet, das in Zusammenarbeit mit dem Europarat, den Wissenschaftsministerien, der UNESCO und anderen Einrichtungen ein Curriculum für ein internationales Lehrer- und Fortbildungsprojekt zur europäischen Friedenserziehung entwickeln und umsetzen soll.

Diese Aktivitäten werden auch von verschiedenen Friedensmuseen mit getragen,¹²¹ besonders aber vom Europäischen Museum für Frieden auf Burg Schlaining in Österreich. Doch sogleich stellen sich Grundsatzfragen: Läßt sich Frieden in einem Museum konservieren und archivieren? Wird er im Museum nicht zu einem leblosen Gegenstand? Wie sähe ein Frieden überhaupt aus, der in einem solchen Museum ausgestellt werden könnte? Wolfgang R. Vogt stellt die zukunftsweisende Konzeption dieses Museums vor.¹²² Friedensvisionen seien wichtig, um die Defizite zwischen den diagnostizierten (Gewalt-)Zuständen in der Gegenwart und den projizierten (Friedens-)Verhältnissen für die Zukunft zu ermitteln. Dies jedoch erfordert nicht nur eine Vision des Friedens, sondern auch eine Theorie des Friedens als Zivilisierungsprozeß. Dieser Theorieansatz der Zivilisierung wird an den drei zentralen Begriffen Frieden, Konflikt und Gewalt weiter geschärft, wobei ein umfassendes Verständnis von Frieden ebenso verfolgt wird wie ein

Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: ebd., S. 157-172.

120 Wilma Aden-Grossmann, Die Epoche des Nationalsozialismus in der zeitgeschichtlichen Kinder- und Jugendliteratur sowie Ulrike Schrader, Immer wieder Friedrich? Beobachtungen an einem schlechten Buch, in: ebd., S. 285-297, S. 298-307.

121 Vgl. die beiden Beiträge: Wolfgang Popp, Erinnerungsarbeit im Museum. Ernst Friedrich und das Anti-Kriegs-Museum in Berlin sowie Klaus Dietermann, Erinnerungsarbeit in der Provinz. Das Aktive Museum in Südwestfalen, in: ebd., S. 201-216, S. 217-223.

122 Wolfgang R. Vogt, Europäisches Museum für Frieden, in: ebd., S. 209-216.

gewaltfrei-dynamisches von Konflikt sowie ein an Galtung angelehntes Verständnis von Gewalt.

Konzeptionell geht das Museum ungewöhnliche Wege, die sich in acht Dimensionen bündeln lassen. 1. Wirklichkeits- und Möglichkeitsorientierung – erst daraus ließen sich Aufgabenfelder für ein aktives Arbeiten für den Frieden ableiten. 2. Friedens- und Gewaltorientierung – Frieden könne erst in der Konfrontation mit Gewalt erschlossen werden, daher sei eine Abteilung „Inszenierung von Gewalt“ ebenso wichtig wie eine Abteilung „Inszenierung des Friedens“. 3. Struktur- und Prozeßorientierung – strukturelle Dimensionen und prozessuale Ereignisketten sollen die Wirkfaktoren von Krieg und Frieden verdeutlichen. 4. Subjekt- und Systemorientierung – mikrosoziale und makrosoziale Systemperspektiven sollen miteinander in Beziehung gesetzt werden. 5. Staaten- und Gesellschaftsorientierung – Frieden sei ein komplexer Prozeß, der auf Dauer nur gelinge, wenn die Bemühungen zur „Friedensstiftung von oben“ durch die offizielle Staatenpolitik und ihre Ordnungen mit den Bemühungen der „Friedensstiftung von unten“ durch engagierte Bürger und Bürgerinnen der Gesellschaft auf kongeniale Weise abgestimmt sind. 6. Erwartungs- und Handlungsorientierung – man könnte dazu auch sagen, daß das Museum besucherzentriert gestaltet werden soll. 7. Zeit- und Raumorientierung – hierdurch sollen das kollektive, nicht selten verschüttete Friedensgedächtnis bewußt gemacht und die Friedensgeschichte aus dem Schatten der Kriegsgeschichte heraus geführt werden. 8. Bewahrungs- und Bewegungsorientierung – da Frieden nichts Abgeschlossenes ist, sondern einen Prozeß darstellt, ist er eigentlich auch kein geeigneter musealer Ausstellungsgegenstand, es können keine Gewißheiten vermittelt werden, wohl aber Denkanstöße. Immerhin.

7. Kriegserinnerung und Friedensgedächtnis in Afrika

Dekolonisation, Krieg und Erinnerung hängen in vielen afrikanischen Staaten untrennbar miteinander zusammen. Die spätkolonialen Kriege der fünfziger Jahre prägen bis heute die kollektive Erinnerung und die Geschichtsdebatten in den um 1960 neu entstandenen Staaten des subsaharischen Afrika. Sie haben eine Schlüsselfunktion für die Erinnerungskulturen in afrikanischen Gesellschaften. Häufig gründen diese ihre Identität auf das gemeinsame Erlebnis der Befreiung vom Kolonialismus, und insofern stehen Krieg, Staatsbildung und Nationsbildung in direktem Zusammenhang.¹²³ Es kann

123 Dazu Andreas Eckert, Historiker, „nation building“ und die Rehabilitierung der afrikanischen Vergangenheit. Aspekte der Geschichtsschreibung in Afrika nach 1945, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945*, Frankfurt/M. 1999, S. 162-187. Siehe auch Godfrey Muriuki, *Westliche Besonderheiten? Einige Gegenargumente in*

dabei allerdings nicht verwundern, daß die Erinnerung hochgradig umkämpft und mit Kontroversen über „historische Feindschaften“, Kollaboration, Widerstand und verschiedenen staatlichen Ordnungsvorstellungen verknüpft ist. In dem bereits erwähnten Sammelband „Krieg und Erinnerung“ von Helmut Berding, Klaus Heller und Winfried Speitkamp behandelt Andreas Eckert die UPC-Rebellion gegen die französische Kolonialherrschaft in Kamerun.¹²⁴ Bezeichnend ist hierbei, daß die Erinnerung an den Krieg der radikalen Union des Populations du Cameroun von der nachkolonialen Regierung zunächst unterdrückt und im folgenden dann über mehrere Phasen machtpolitisch vereinnahmt und in „geeignete“ Bahnen gelenkt, d.h. mit neuen Blockaden versehen wurde. Wirtschaftskrisen, politische Instabilitäten und eine Stagnation des akademischen und kulturellen Lebens hemmten eine Debatte über das Erinnern an die Dekolonisation. Hinzu kam, daß eine massive Ethnisierung der Politik auf eine Ethnisierung der Erinnerung abfärbte, was in Afrika nicht unüblich ist, man denke nur an den Konflikt mit völkermordartigen Auswüchsen in Ruanda in den 90er Jahren. Ein international angesehener Wissenschaftler meinte zurecht, daß die Historiker, Intellektuellen und Politiker, die die Geschichte Ruandas und Burundis fabrizierten und dabei ihre rassistischen Vorstellungen mit hineinbrachten, eine schwere Verantwortung für den Ausbruch der brutalen Kämpfe trugen, welche die Gesellschaft beider Länder zerrissen.¹²⁵

Doch zurück zu Kamerun: „Ende der neunziger Jahre stehen wir in Kamerun im Grunde vor einem Paradox. Endlich ist es im Prinzip möglich, verschiedene Lesarten der ‚langen Dekolonisation‘ sowie unterschiedliche Dimensionen der Erinnerung an die spätkoloniale Vergangenheit zu thematisieren und zu diskutieren. Doch die krisenhafte Situation der Gegenwart hat zum einen zu einem Desinteresse an den Fragen geführt, zum anderen die Produktion von Mythen forciert.“¹²⁶

Einen der blutigsten spätkolonialen Kriege, der mit einer militärischen Niederlage der Aufständischen endete, analysiert Winfried Speitkamp im selben Band: den Mau Mau-Aufstand gegen die britische Kolonialherrschaft in Kenia.¹²⁷ Jomo Kenyatta, der bereits 1952 von den Briten als vermeintlicher Anführer des Aufstandes verhaftet worden war, erst 1961 wieder freikam und 1963 Regierungschef des gerade in die Unabhängigkeit entlassenen Kenia wurde, prägte die Formel „forgive and forget“, die „geradezu zur Ma-

afrikanischer Perspektive, in: Jörn Rüsen (Hg.), Westliches Geschichtsd Denken. Eine interkulturelle Debatte, Göttingen 1999, S. 223-231.

124 Andreas Eckert, Dekolonisationskrieg und Erinnerungspolitik in Kamerun: die „UPC-Rebellion“, in: Berding u.a., S. 172-192.

125 Vgl. Yves Ternon, Der verbrecherische Staat, Hamburg 1996, S. 181.

126 Eckert, Dekolonisationskrieg, S. 189.

127 Winfried Speitkamp, Spätkolonialer Krieg und Erinnerungspolitik: Mau Mau in Kenia, in: Berding u.a., S. 193-222.

xime des Umgangs der Kenyatta-Regierung mit der Erinnerung an Mau Mau“ aufstieg.¹²⁸ Wie ist diese auf den ersten Blick überraschende Oblivio-Formel zu erklären?

In den Motiven Kenyattas, so Speitkamp, verknüpften sich politische Erwägungen mit persönlichen Aspekten. Kenyatta wollte nach der Staatsgründung verschiedene Regionen und Bevölkerungsgruppen integrieren, und nur ein Drittel davon war von Mau Mau überhaupt betroffen gewesen. Ein selektives Mau Mau-Gedenken hätte die angestrebte nationale Integration womöglich unterlaufen können. Und selbst innerhalb jener Gruppen, die von Mau Mau tangiert waren, gab es eine stattliche Zahl von Kollaborateuren; Kenyatta jedoch wollte auch diese in die neue Gesellschaft einbeziehen, eine politische Säuberung oder eine Abrechnung lehnte er deshalb ab. Die Eindämmung der Erinnerung ging so weit, daß der kenianische Staat den Mau Mau-Kämpfern nicht nur eine materielle Versorgung vorenthielt, sondern er vereitelte zudem die Gründung einer Mau Mau-Veteranenorganisation. In der offiziellen Gedenkkultur galt Mau Mau als *eine* Form des Verhaltens in der Kolonialzeit, „nicht als die einzig mögliche und schon gar nicht als die einzig richtige“.¹²⁹ So ist es nur konsequent, daß ein zentrales Mau Mau-Denkmal in Kenia nicht existiert. Die Erinnerung fiel zwar nicht vollständig dem staatlich verordneten Vergessen zum Opfer, aber sie sollte unschädlich gemacht werden – durch Vereinnahmung und Einhegung. Freilich blieb der Umgang mit diesem Erbe umstritten. Nelson Mandela, der sich noch 1990 auf Mau Mau berufen hatte, mußte angesichts der südafrikanischen Debatten um Aufarbeitung, Bestrafung und Vergessen¹³⁰ bald erkennen, wie ambivalent die Erinnerung an Mau Mau war; in seinen Memoiren aus dem Jahr 1994 stand nichts mehr von einer Vorbildfunktion von Mau Mau. Wie auch immer: Selbst Kenyattas Aufruf zum Vergessen beruhte auf einem Paradox: „Wer zum Vergessen eines Ereignisses auffordert, muß es notwendigerweise gerade dadurch in Erinnerung zurückerufen. Allgemeiner ausgedrückt: Die Aufforderung zum Vergessen ist nur eine besondere Form der Erinnerung.“¹³¹

Eine Auffälligkeit in den neueren, nachkolonialen Anti-Regime-Kriegen Afrikas, die häufig Guerilla-Kriege waren, sind die Kindersoldaten. Fotos von Kindern mit Maschinengewehren sind zum Sinnbild der Brutalität und die Unmenschlichkeit afrikanischer Kriege geworden. Freya Grünhagen und Frank Schubert widmen sich ihnen an Beispielen aus Uganda und Mosambik

128 Ebd., S. 193.

129 Ebd., S. 218.

130 Dazu Gerhard Werle, Die südafrikanische Wahrheitskommission und die Aufarbeitung von schweren Menschenrechtsverletzungen, in: Petra Bock/Edgar Wolfrum (Hg.), Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, Göttingen 1999, S. 269-289.

131 Speitkamp, Spätkolonialer Krieg, S. 220.

der achtziger Jahre.¹³² Kinder unter fünfzehn Jahren wurden hier früh in die Gewaltkultur eingeführt, was ganz besondere Formen von Erinnern und Vergessen hervorbrachte. Nach den jeweiligen Kriegen war für die dörfliche Gemeinschaft die Wiedereinordnung der Kinder in das Alltagsleben des Dorfes von hoher Bedeutung. „Sie war auch die Bedingung für die Bereitschaft, eventuell von Kindersoldaten begangene Gewalttaten zu verzeihen. Diese oft rituell begangene Wiederaufnahme in die Familie und in die dörfliche Gemeinschaft war von großer Wichtigkeit für die Zukunft ehemaliger Kindersoldaten.“¹³³ Wie diese sich aber selbst in späteren Jahren an die geraubte Kindheit und die frühe Erfahrung der Gewalt erinnern und sie verarbeiten werden, bleibt eine große Unbekannte und harrt der Erforschung.

8. Fazit und Ausblick

Lassen sich diese verschiedenen Arbeiten zu Krieg und Frieden in der Erinnerung intertemporal und interkulturell vergleichend bilanzieren? Was könnte ein Fazit sein? Vier ganz unterschiedliche Aspekte möchte ich abschließend herausgreifen. Erstens die Konstanten und Kontinuitäten: Die Arbeiten fragen nach Medien und Formen der Erinnerung, danach, welche Erinnerungssegmente miteinander verknüpft und wie sie massenhaft verbreitet wurden; sie fragen, wie sich die Erinnerungen in offizielle und individuelle aufspalten und wie sich in einem stetigen konfliktreichen Wettstreit von Erinnerung und Vergessen offizielle und populäre Kriegs- und Friedenserinnerungen zueinander verhalten. Einige Kontinuitäten fallen auf. Zunächst und ganz allgemein, daß Erinnerungen einen unterirdischen Strom bilden, der an die Oberfläche brechen, massiv auf Gesellschaften einwirken und eine Schubkraft für die Gestaltung der Gegenwart und die Erwartungen an die Zukunft entfalten kann. In verschiedenen Epochen stellt das historische Gedächtnis ein zentrales Argument für aktuelles politisches Verhalten dar, wobei in unterschiedlichsten Situationen von Krieg und Frieden die Aneignung der Vergangenheit besonders relevant ist. So belegen sämtliche Untersuchungen die gegenwartsbezogene politische Relevanz der Erinnerung, und viele betonen einen Zusammenhang zwischen Kriegserinnerung und konfessioneller, sozialer oder nationaler Integration. Deutlich geworden ist jedoch außerdem, daß die Interpretationen von Krieg und Frieden hochgradig umkämpft sind und Erinnerungen ebenso zum Mittel gesellschaftlicher Spaltung und Ausgrenzung werden konnten. Verordnetes Vergessen zählte ebenso zur Erinnerungspolitik wie propagandistisches Gedenken.

132 Freya Grünhagen und Frank Schubert, Kindersoldaten in Afrika. Uganda und Mosambik in den 80er Jahren, in: Dahlmann, S. 203-224.

133 Ebd., S. 222.

Zweitens die Methodologie: Untersucht man das politische Handlungsfeld der Erinnerungs- oder Geschichtspolitik, so geht es allgemein um die stetigem Wandel unterworfenen öffentliche Präsenz von Vergangenheit und Geschichtsbildern in Festen, in Ritualen, in Reden, in Museen, Denkmälern usw. Es gibt nicht nur wissenschaftliche Zugriffe auf die Geschichte, sondern viele weitere mehr: populäre, pädagogische, triviale, politische, die sich überlappen. Die professionelle Geschichtswissenschaft erzeugt historisches Wissen, und Historiker sind, wenn sie ihr Metier ernst nehmen, der wahrheitsgetreuen Rekonstruktion und der Traditionskritik verpflichtet. Aber selbst hier existieren immer Spannungen zwischen wissenschaftlicher Autonomie und politischer Determinierung. Prinzipiell betrachtet, sagt die Nähe von Wissenschaft und Politik noch nichts über ihre Qualität aus. Doch genauso unbestreitbar ist, daß Geschichte auch jenseits der historischen Wahrheit eine große öffentliche Wirkung entfalten kann. Gerade mit Blick auf unser Thema „Krieg und Frieden“ erscheint es außerdem sinnvoll, auf die wichtige Dimension von symbolischem Handeln hinzuweisen.¹³⁴ Unerlässlich ist es schließlich, im Zeitverlauf grundsätzliche Differenzierungen vorzunehmen: 1. Wer ist das handelnde Subjekt von Erinnerungs- und Geschichtspolitik, wer betreibt sie? 2. Welche Ziele und Motive eines Umgangs mit Vergangenheit lassen sich unterscheiden, welche Funktionen also hat der Zugriff auf Geschichte? 3. Auf welche Adressaten ist dieser Zugriff gerichtet? Wie kommen die Botschaften bei denen an, die sie erreichen sollen, wie werden sie rezipiert? 4. Welche Ebenen von Erinnerungs- und Geschichtspolitik gibt es?

Drittens die Rückwirkungen der Enttabuisierungswelle in Osteuropa: Hat der osteuropäische Umbruch seit 1989 auch Rückwirkungen auf Geschichtsbilder in Westeuropa? Die heute von verschiedenen Seiten gestellte Frage lautet, in welchem Ausmaß die Geschichte nach 1945 im Schatten von Diktaturen und totalitären Systemen mit „blinden Flecken“ durchsetzt war, die zu Ausblendungen und Verblendungen auf dem Gebiet der historischen Wahrnehmung geführt haben. Zahlreiche Deutungsmuster der Nachkriegsgeschichte Europas stehen mittlerweile auf dem Prüfstand. Den alten Deutungsmustern wird, infolge des Ost-West-Schemas, z.T. kurzsichtige politische Inanspruchnahme von historischen Ereignissen zur Last gelegt, ja, es wird die These vertreten, „daß der besondere Charakter der Kriegserfahrung in Kontinentaleuropa sowie die bewußte Verzerrung, Sublimierung und Instrumentalisierung der Erinnerung an sie in der Nachkriegszeit eine Identität vermacht hat, die von Grund auf falsch war, weil sie von der Errichtung ei-

134 Vgl. dazu das Themenheft „Krieg und Frieden unter den Bedingungen der Globalisierung – Machtbalance, Interdependenz und Gewaltächtung“ der Zeitschrift für Politik, Jg. 44, 1997, Heft 3.

ner unnatürlichen und unhaltbaren Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart im Bewußtsein der europäischen Öffentlichkeit abhing.“¹³⁵

Viertens Geschichtskultur und Friedensfertigkeit heute: Auf den ersten Blick ist der Befund alles andere als erbaulich, er ist niederschmetternd: Sprechen eigentlich irgendwelche historischen Argumente für eine künftige Friedfertigkeit der Welt? Mag nicht vielmehr alles sinnlos erscheinen, weil die Kriege offensichtlich nicht abgeschafft werden konnten, Menschen also nicht friedlich sind? Man kann es auch anders sehen: „Sachlich richtiger und ermutigender ist die Einsicht, daß der Friedenswille historisch wandelbar und erst in jüngster Zeit wirklich ein zentraler Wert unserer Kultur geworden ist.“¹³⁶ Aus diesem Grund ist es auch gar nicht nötig, Kriege aus der historischen Erinnerungskultur zu verbannen, nötig ist nur ein aufgeklärter Umgang mit der Vergangenheit. Ein antiquarischer und ein monumentalistischer Umgang mit der Geschichte (F. Nietzsche) erweisen sich von Nachteil für die Menschen, denn beide beruhen auf einem statischen Verständnis. Ein kritischer Umgang hingegen kann von Nutzen sein, denn so wird Geschichte als veränderbar angesehen, und Kriege werden als das betrachtet, was sie waren: historisch gegeben und erklärbar, und was sie sind: in der heutigen Erinnerung kein Ankerplatz für Identität, sondern ein Ankerplatz für Distanz.

135 Tony Judt, Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Politische Mythen im Nachkriegs-europa, in: Transit. Europäische Revue Jg. 6, 1993, S. 87-120, hier S. 87.

136 Johannes Burkhardt, Einleitung, in: ders., S. 8.